

IHRE GESCHICHTEN FÜR DEN BÜCHERSCHRANK

ZUM 10. GEBURTSTAG DER
BÜRGERSTIFTUNG BONN

Kunstaktion im öffentlichen Raum von Ulrika Eller-Rüter
unter Mitwirkung von Malerei-Studenten der Alanus-
Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alter/Bonn

BÜRGER
STIFTUNG
BONN

Eine Initiative der Sparkasse



Gemeinsam Gutes anstiften!

Inhaltsverzeichnis

1. Vor- und Grußworte	2
Prof. Dr. Ulrika Eller-Rüter (Künstlerin, Projektleiterin)	2
Werner Hundhausen (Vorstandsvorsitzender der Bürgerstiftung Bonn)	4
Artur Grzesiek (Vorstandsvorsitzender der Sparkasse KölnBonn)	6
2. Geschichte zur Entstehung des Offenen Bücherschranks von Trixy Tiny Lucy Royeck	8
3. Geschichten über den Offenen Bücherschrank	10
4. Geschichten für den Offenen Bücherschrank	23
5. Splitter – Ausschnitte aus Gesprächen vor Ort	70
6. Fotos der Kunstaktion	81
Poppelsdorfer Allee	81
Bonner Bogen	85
Duisdorf	89
Bad Godesberg	93

Kontakt

Bürgerstiftung Bonn

Eine Initiative der Sparkasse in Bonn

Thomas-Mann-Straße 61

53111 Bonn

Telefon: 0228 606-51166

Telefax: 0228 606-51170

info@buergerstiftung-bonn.de

www.buergerstiftung-bonn.de

Zustiftungen und Spenden:

Kontonummer: 63180

BLZ: 370 501 98

Sparkasse KölnBonn

Die Bürgerstiftung Bonn ist eine Gemeinschaftsstiftung von derzeit über 180 Stifterinnen und Stiftern, die mindestens 500 Euro in das Stiftungskapital eingebracht haben. Sie wurde am 28.12.2001 von der Stiftungsaufsicht genehmigt und vom Finanzamt Bonn-Innenstadt als gemeinnützig und mildtätig anerkannt. Bei der Bürgerstiftung kann sich jeder für das Allgemeinwohl einsetzen – wir wollen alle engagierten Bürger zusammenführen: Menschen mit Ideen, Menschen mit Zeit und nicht zuletzt Menschen mit dem notwendigen Geld, um aus einer guten Idee auch ein erfolgreiches Projekt zu machen.

Vorwort

Bonner Bücherschränke und ihre Wohnzimmer

Wenn sie keinen Dienst hatte, ging Frau Mauerblum vormittags mit ihrem Hund spazieren. Ihr Leben musste schön geordnet ablaufen, immer im gewohnten Takt. Sie hatte ihre Lieblingsrunde, am Poppelsdorfer Schloss vorbei und dann immer geradeaus auf dem doppelten Fußgängerweg an der von Kastanien gesäumten Allee entlang. Sie mochte die Weite der Rasenfläche, die sich zwischen den Wegen wie ein langer Schal dahinzog. Sie ging den Weg immer zweimal, einmal in Richtung Bahnhof und dann auf der anderen Seite in Richtung Schloss zurück. Auch bei Regen, so wie heute, immer im gewohnten Takt. Im Gehen zählte sie die Bäume. Aber was war hier denn heute los? Sie kam in die Nähe eines Offenen Bücherschranks, der am Wegesrand stand und blieb verwundert stehen: Kameraleute standen davor und hielten einem jungen Pärchen ein Pelz bemütztes Mikrofon vors Gesicht. Dann entdeckte sie die Wohnzimmereinrichtung rings um den Bücherschrank, das goldverzierte Sofa und die Sessel mit Seidenpolstern und verschnörkelten Füßen, den Tisch mit Blumen darauf, den Notenständer. Wer hatte wohl auf dem silbernen Cello gespielt, das dort lehnte? Zwei junge Frauen, die auf dem Sofa saßen, sprachen sie an, luden sie ein, Platz zu nehmen und zu erzählen: „unerzählte“ Geschichten aus alten und aus neuen Zeiten, Anekdoten, Erinnerungen, Episoden aus Bonn und ihrem Leben. Was sollte sie bloß sagen? Eigentlich war ihr heute Morgen gar nicht danach viel zu reden. Ihr Leben verlief immer im gewohnten Takt. Aber dann begann sie ...

Das ereignete sich am Samstag, den 16. Juni 2012, in Bonn:

Als Kunstprojekt im öffentlichen Raum wurden für einen Tag rund um drei Offene Bücherschränke und die Bücherstube in Bad Godesberg anlässlich des 10-jährigen Jubiläums der Bürgerstiftung Bonn „Wohnzimmer“ installiert und zu einem Kommunikationsort der besonderen Art. Die Bonnerinnen und Bonner waren über die Presse und Plakate in die „Wohnzimmer“ eingeladen worden, um sich dort gemütlich niederzulassen und ihre „Bonner Bücherschrank-Geschichten“ zu erzählen.

Das Design jedes „Wohnzimmers“ sollte mit der Umgebung korrespondieren, das „Innere“ der Umgebung im „Außen“ widergespiegelt werden. Die Wohnzimmer waren damit als „Kunstorte“ definiert. An der Poppelsdorfer Allee stand der Bücherschrank für einen Tag in einem Barock-Wohnzimmer. In Duisdorf konnte man in einem bunten Wohnzimmer im „IKEA-Stil“ Platz nehmen, am Bonner Bogen passte das elegante Modern Style-Design zu der noblen Spiegelglas-Architektur der Bürogebäude und des Hotels. Die Bücherstube in Bad Godesberg ist bereits ein Raum, ein Glaskiosk, welcher durch das Mobiliar zu einer Gartenlaube umgestaltet wurde. Sämtliches

Mobiliar und die Requisiten stellte das Theater Bonn zur Verfügung und übernahm sogar die Transporte.

Trotz des schlechten Wetters fanden sich zahlreiche Erzähler an allen vier Standorten ein. Jeweils zwei bis drei Malerei-Studenten der Alanus-Hochschule waren anwesend, um die Wohnzimmer aufbauen



zu helfen, mit den Geschichtenerzählern zu kommunizieren und das Projekt zu dokumentieren. Journalisten zeichneten an allen vier Standorten die Geschichten der Erzähler handschriftlich auf. Cafés in der Nachbarschaft lieferten warme und kalte Getränke.

Vom „Wohnzimmer“ zum Buch: Durch das Projekt ist eine Sammlung von über 70 Geschichten zustande gekommen, die zum Teil auch per Post oder E-Mail zugesandt wurden. Eine Jury wählte die besten Beiträge aus und prämierte sie. Sie werden in diesem Buch als „Bonner Bücherschrank-Geschichten“ in den Kapiteln „Geschichten für den Bücherschrank“ und „Geschichten über den Bücherschrank“ zusammen mit einem ausführlichen Dokumentationsteil über die „Wohnzimmer-Aktion“ zum ersten Mal veröffentlicht. Der vorliegende Band enthält sprachlich und inhaltlich sehr unterschiedliche Texte. Der Leser findet Lebenserinnerungen und erfundene Geschichten, die zum Teil von den Autoren im stillen Kämmerlein zu Hause verfasst wurden, neben einfach formulierten Episoden, die in den „Wohnzimmern“ direkt in die Feder des Journalisten diktiert wurden. Aus einigen Gesprächen werden außerdem O-Töne in Ausschnitten als „Splitter“ wiedergegeben. Manche Autoren bereiteten ihre Texte eigens dafür vor, sie in einer Lesung am Aktionstag in den „Wohnzimmern“ persönlich vorzutragen. Mit den „Bonner Bücherschrank-Geschichten“ ist ein Buch exklusiv für die Offenen Bücherschränke in Bonn entstanden, das die „Schätze“, die in der Bevölkerung verborgen sind, heben soll.

Jeder hat seine Lebens-Geschichte, denn Biografien sind per se Geschichten, als „bios“ (= Leben) und graphein (= einschreiben). Im Kommunikationszeitalter sind wir zwar alle immer vernetzt und alle unsere Daten werden anonym gespeichert und wie in ein virtuelles Gedächtnis eingeschrieben. Aber wie weit wird der Einzelne mit seiner „Geschichte“ wirklich wahrgenommen, wie weit wird ihm zugehört? Das Kunstprojekt hat sich genau darauf konzentriert: dem Einzelnen in einer Vis-à-vis-Situation Raum zu geben und ihm zuzuhören.

Ihre

Prof. Dr. Ulrika Eller-Rüter
Künstlerin, Projektleiterin

Liebe Leserinnen und Leser,

die Bürgerstiftung Bonn feiert ihren ersten runden Geburtstag. Sie blickt bereits auf zehn Jahre des Zusammenwirkens mit vielen Bürgerinnen und Bürgern zurück.

Es erfüllt uns mit Freude zu sehen, welche Dynamik sie in den vergangenen Jahren entwickelt hat, um ihr Ziel – gemeinnützige Projekte in Bonn zu fördern – mit Leben zu füllen. Sie wird inzwischen bereits von über 180 Zustiftern finanziell getragen.

Dazu haben sich unter ihrem Dach mittlerweile 15 weitere Stiftungen gegründet, die sich zahlreichen Förderaktivitäten wie zum Beispiel der Bildung und Erziehung, der Jugendhilfe oder dem Klimaschutz verschrieben haben. Die Bürgerstiftung Bonn hat sich in ihrer noch jungen Geschichte so zu einer der größten deutschen Bürgerstiftungen entwickelt.

Zu danken ist hier in besonderer Weise vor allem auch der Gründungstifterin, der Sparkasse KölnBonn, die nicht nur ein „Startkapital“ zur Verfügung gestellt hat, sondern auch ein engagiertes Team von Mitarbeitern.

Als wir 2002 starteten, haben wir zunächst intensiv nach „förderwürdigen“ Projekten Ausschau gehalten, auf die wir die anfängliche Stiftungsarbeit ausrichten konnten. Wir entschlossen uns, die Bonnerinnen und Bonner unter der Überschrift „Stiften Sie eine Idee!“ zu einem kreativen Wettbewerb aufzufordern.

Über 130 Vorschläge gingen ein; darunter war auch der Vorschlag für einen „Offenen Bücherschrank“. Trixy Royeck war die Ideengeberin. Ihr Vorschlag wurde als erstes Projekt der Bürgerstiftung in die Tat umgesetzt. Bücherschrank Nummer eins an der Poppelsdorfer Allee entstand. Jedes Mal, wenn ich dort vorbeikomme, bin ich aufs Neue beeindruckt von der regen Betriebsamkeit, die hier stets herrscht.

Wie Sie wissen, ist es nicht bei diesem einen Exemplar geblieben – solch großer Beliebtheit erfreut sich das einfache Prinzip des Büchertauschs. In der Zwischenzeit sind es acht Bücherschränke, verteilt über alle Stadtteile, bestens bestückt und häufig besucht.

Wir haben damit die Idee verbunden, den Offenen Bücherschränken einen besonderen Platz in unseren „Bürgerstiftungs-Jubiläums-Feierlichkeiten“ einzuräumen. Gemeinsam mit Frau Professor Ulrika Eller-Rüter von der Alanus-Hochschule und ihren Studenten haben wir Sie dazu angeregt, uns am 16. Juni 2012 am Bücherschrank – durch Kunstinstallationen verwandelt in Wohnzimmer für einen Tag – Ihre Gedanken, Ihre ‚Bonner Geschichte‘ für und über den Bücherschrank zu erzählen.



Die Publikation, die Sie jetzt in Ihren Händen halten und die die prämierten Geschichten sowie eine weitere Auswahl der eingereichten Werke enthält, ist das lesens- und liebenswerte Ergebnis dieses Aufrufs.

Vielleicht finden Sie Zeit, das Buch der „Bonner Bücherschrank-Geschichten“ zu lesen. Es gibt Einblick in Lebensgeschichten und Erinnerungen, in Erlebnisse am und mit dem Bücherschrank – wir meinen, es lohnt sich im besten Sinne.

Vielleicht finden Sie auch einen kurzen Moment Zeit, darüber nachzudenken, ob Sie nicht selbst die Arbeit der Bürgerstiftung Bonn etwas unterstützen möchten. Wir informieren Sie gerne persönlich über die Möglichkeiten, deren es viele gibt: Sie können beispielsweise Ihre Zeit ehrenamtlich einsetzen, beim jährlichen Ideenwettbewerb „Anstiften! Guten Ideen für Bonn“ mitmachen oder die Bürgerstiftung finanziell mit einer Spende oder Zustiftung unterstützen u. a. m.

Es gibt viele eindrucksvolle Projekte, die mithilfe der Bürgerstiftung Bonn bereits auf die Beine gestellt wurden, aber auch auf Unterstützung nach der Stiftungs-Grundidee „Bonner für Bonner“ angewiesen sind.

Auch hier nur zwei von vielen Beispielen. Schauen wir auf das Projekt „Tischlein deck dich“ des Bonner Kinderhilfsfonds. Das Kinderrestaurant an der Kettlerschule in Dransdorf öffnet einmal im Monat samstags. Dort lernen Kinder, ein Menü zu planen, die Zutaten mit kleinem Budget vor Ort einzukaufen, das Essen zuzubereiten und den Tisch liebevoll einzudecken. Ziel ist es, den Kindern so gesundes Essen nahe zu bringen und ihnen zu zeigen, wie schön und wichtig gemeinsame und geregelte Mahlzeiten sind.

Oder der „BONNi & BO-Klimaführerschein“ – ein bundesweit einzigartiges Umweltpädagogikprojekt für Grundschulen –, das die Stiftung Bonner Klimabotschafter 2012 initiiert und mit rund 560 Bonner Zweit- bis Viertklässlern erstmalig umgesetzt hat.

Das Mitwirken an zahlreichen interessanten Projekten macht erkennbar Freude – sei es mit Zeit, Ideen oder Geld. Sie sind herzlich eingeladen.

Doch nun erst einmal viel Vergnügen mit den „Bonner Bücherschrank-Geschichten“!

Ihr

Werner Hundhausen

Vorstandsvorsitzender der Bürgerstiftung Bonn

Liebe Leserinnen und Leser,

Bürgerstiftungen sind „Stiftungen von Bürgern für Bürger“. Sie bilden für alle, die für die Gemeinschaft Verantwortung übernehmen und das Lebenswerte in ihren Städten und Stadtvierteln erhalten möchten, eine gemeinsame Plattform. Als Gemeinschaftsstiftungen wollen sie „zum Stiften anstiften“.

So auch die Bürgerstiftung Bonn, der ich an dieser Stelle herzlich zum zehnjährigen Bestehen gratulieren möchte. Auf viele weitere so erfolgreiche Jahre!



Denn eine Bürgerstiftung schüttet zuverlässig Jahr für Jahr einen hohen „Gewinn“ aus, quasi eine „Bürgerdividende“. Von ihr profitieren nicht nur die Anteilseigner, sondern alle Bonnerinnen und Bonner, da sie „ausgezahlt“ wird, indem sie gezielt in gemeinnützige Projekte für alle investiert wird. Diese Projekte wiederum schließen Lücken für das Gemeinwohl.

Den Begriff der Bürgerdividende habe ich nicht erfunden, aber ich übernehme ihn an dieser Stelle gerne. Denn er umschreibt passend den öffentlichen Auftrag der Sparkassen, sich für die Bürger der Region, in der sie tätig sind, zu engagieren.

Die Sparkasse KölnBonn ist 2002 mit 250.000 Euro Gründungstifterin der Bürgerstiftung Bonn gewesen. Weitere 500.000 Euro hat sie zur Verfügung gestellt, um jeden zugestifteten Euro zu verdoppeln. Außerdem hat die Sparkasse die Geschäftsführung der Bürgerstiftung übernommen, sodass sowohl die Zinserträge aus dem Stiftungskapital als auch Spenden zum größten Teil für die gemeinnützigen Zwecke verwendet werden können.

Mit den von uns eingebrachten Mitteln kehrt Geld, das wir durch unsere Kunden erwirtschaften konnten, zu den Bürgern zurück. Unmittelbarer und direkter als über eine Stiftung wie die Bürgerstiftung ist dies kaum möglich. Das spricht für unsere „Kundennähe“. Und die Kunden der Sparkasse KölnBonn wissen dieses transparente Engagement vor Ort, für Projekte, die sie kennen, bei denen sie vielleicht sogar selbst mitmachen, zu schätzen. Unsere Mitarbeiter übrigens auch. Einige von ihnen engagieren sich selbst ehrenamtlich in den Projekten der Bürgerstiftung. Zum Beispiel wirken drei von ihnen beim Projekt „Tischlein deck dich“, dem Kinderrestaurant in Dransdorf, mit.

Die Themen, für die sich die Bürgerstiftung Bonn und die Stiftungen unter ihrem Dach einsetzen, sind vielfältig: Jugend- und Altenhilfe, Bildung und Erziehung, Wissenschaft und Forschung, Kunst und Kultur, Umwelt- und Naturschutz,

Landschafts- und Denkmalschutz, Sport, Öffentliches Gesundheitswesen sowie Völkerverständigung.

Es sind letztendlich Themen, die die Menschen aller Generationen und über alle gesellschaftlichen Schichten hinweg bewegen und die Bonn bunt und lebenswert machen.

Und da schließt sich der Kreis: Schließlich ist es das Ziel der Bürgerstiftung Bonn und darüber hinaus ein Anliegen der Sparkasse KölnBonn, das gesellschaftliche Leben in Bonn zu bereichern.

Ein schönes Beispiel für das Erreichen dieses Ziels liegt just in diesem Moment mit den „Bonner Bücherschrank-Geschichten“ vor Ihnen! Ich wünsche Ihnen gute Unterhaltung beim Blättern und Lesen!

Ihr

Artur Grzesiek

Vorstandsvorsitzender der Sparkasse KölnBonn

Trixy Tiny Lucy Royeck

Seine Geschichte und meine Sehhilfe



Es war kalt, dunkel und regnete unangenehm, als ich mit einer Offenen Bibliothek Bekanntschaft machte. Sie stand an meinem täglichen Weg in Mainz. Anscheinend konnte aber nur der Zufall oder ein Adlerauge sie entdecken. Zum Glück hatte ich an diesem undurchsichtigen Novemberabend Adlerauge an meiner Seite. Er fragte: „Kennste die?“ Ich: „Wen?“ „Na hier, die Offene Bibliothek.“

Ich sah im schwachen Schein der in weiter Entfernung stehenden Straßenlaterne noch immer nichts, außer neben einem Elektrokasten dicht parkende Autos und den altbekannten Weg aus Hundehäufchen vorm nächsten Gartenzaun. „Was denn? Ich seh' hier nichts. Können wir jetzt nach Hause geh'n?“ Adlerauge öffnete eine Art Tür im Elektrokasten und griff dort hinein. Ich verstand noch immer nicht. Erst ungeduldig, wurde ich jetzt neugierig und quetschte mich am Opel vorbei in seine Nähe, um irgendwie erkennen zu können, was er da machte. Was nahm er denn da aus dem Kasten heraus? Ein Buch? „Ein Buch! Was ...“ Da war doch tatsächlich ein Bücherschrank im Elektrokasten versteckt. Auf meinem Weg stand der. Versteckt, verschämt und voller Bücher. Für mich ein Rätsel. Für Adlerauge wohl schon lange eine literarische Abwechslung.

Am nächsten Morgen ging ich wieder an die Stelle, an der ich letzte Nacht so erstaunt wurde. Vielleicht hatte ich ja doch ein Bier zu viel ... Nichts hatte sich verändert an meinem bisherigen Bild. Ich ging vorbei an dicht parkenden Autos, dem Elektrokasten, um die Hundehäufchen herum, daneben der Gartenzaun mit akkurat geschnittener Buchsbaumhecke, hinten der Rhein ... Nein – Moment! – noch mal zurück: der Rhein, der Gartenzaun, die Hundehäufchen, der Elektrokasten. Ich stellte mich vis-à-vis vor den Elektrokasten und sah ein volles Bücherregal.

Was war das? „Was machen denn die Bücher hier?“ – Keine Antwort. Ich versuchte drum herum zu gehen und quetschte mich diesmal an einem Ford vorbei auf die andere Seite des Kastens. Auch ein Bücherregal! Ein zweiseitiges Bücherregal voller Bücher in einem Elektrokasten auf meinem Weg! Ich war so begeistert, dass ich sofort zu meinem Prof in die Hochschule lief und sagte: „Das wird meine Semesterarbeit. Offene Bücherschränke für die Stadt! Offene Bücherschränke für alle Bürger zum unbürokratischen Büchertausch! Offene Bücherschränke, die sich nicht verstecken

müssen, weil sie das Stadtbild bereichern als Knotenpunkte im städtischen Leben. Die die Bürger aus ihrem Alltagstrott reißen, wo die Bürger miteinander ins Gespräch kommen, sich und ihre Bücher austauschen können. Bürger, die ihre Offenen Bücherschränke nutzen, pflegen und lieben!“ – Ich war anscheinend total verliebt.

„Das ist eine Schwachsinnsidee. Das interessiert niemanden. Das funktioniert nicht. – Das Buch stirbt aus und das muss es nicht auch noch auf offener Straße tun. Basta.“ Mein Prof liebte Italien. Zum Glück hieß sein Basta so viel wie: Wenn du daran glaubst, dann mach dich an die Arbeit, Mädchen.

Ein Jahr später und viele Kilometer den Rhein flussabwärts saß ich mit Adlerauge in seiner neuen Heimat Bonn in der 66. Die 66. Meine altbekannte Straßenbahn. Ich war hier aufgewachsen und hatte sie früher fast täglich genutzt. So täglich wie ich damals die Straßenecke in Mainz entlang trottete. Alltag tut meinen Augen wohl nicht gut, denn wieder war es Adlerauge, der mir etwas zeigen wollte: „Guck mal, willst du nicht mitmachen?“ Ich: „Wo denn?“ „Na da, lies doch!“ – Vielleicht bin ich doch blind? – „Da steht: Bürger stiften Ideen. Ein Ideenwettbewerb! ... der Offene Bücherschrank!“ Ich verstand wieder nicht. Aber diesmal wollte ich nicht verstehen. Meine Neugestaltung von der Offenen Bibliothek war schon aus einigen Wettbewerben hochkant rausgefliegen. Ich dachte an meinen Prof. „Das interessiert doch keinen Menschen. Basta.“ Vielleicht hieß sein Basta doch: Mädchen, hättest du mal was Anständiges gelernt.

Am nächsten Tag stiftete ich meine Schwachsinnsidee. Und die Bürgerstiftung gab den Bonner Bürgern nicht nur einen Offenen Bücherschrank zum Austauschen, Pflegen und Lieben.

Verliebt bin ich immer noch.

Und Adlerauge ist heute mein Mann. Basta.



Babette Philipp

Eine wahre Geschichte: Der Offene Bücherschrank von Poppelsdorf

1. Platz
IM WETTBEWERB
ERZÄHLEN SIE UNS
IHRE
GESCHICHTE

Ich weiß es noch genau – der Tag fing an wie alle die Arbeitstage zuvor auch. Auch diesmal fuhr ich mit dem Fahrrad über die Brücke am Opernhaus vorbei, den kleinen Abhang hinunter durch die kleine Unterführung über den Markt, dann Richtung Poppelsdorf, an der Bahnunterführung hatte ich mir noch schnell das Frühstückbrötchen geholt und dann ab in die Poppelsdorfer Allee.

Ich liebe diese Allee, hier hatte ich meine erste WG, da war ich 17! Wie lange ist dies her. Jetzt bin ich über 50 und dennoch, die Allee ist immer noch so, wie sie war. Die alten Kastanienbäume, die eingerahmte Rasenfläche und in der Ferne das Schloss.

Doch Halt – etwas war anders. Was ist das? Komisch, ein viereckiger Kasten aus Glas – mitten zwischen zwei Kastanienbäumen! Ich stellte mein Fahrrad ab und näherte mich neugierig diesem Glaskasten. So was, Bücher lagen darin und, so las ich, die konnte man sich einfach mitnehmen. Welch eine tolle Idee! Künstler aus Bonn – so,so! Naja, dann konnte ich mir ja gleich eins mitnehmen. Morgen, so nahm ich mir vor, werde ich auch Bücher, die ich weitergeben möchte, mitnehmen und sie auch in diesen Kasten stellen. Tolle Idee, muss ich gleich meinen Kollegen und Kolleginnen erzählen.

Bücher waren schon immer ein Teil meines Lebens – und eins war vor langer Zeit besonders wichtig. Aber das ist Vergangenheit. Doch dieses eine Buch, verdrängt und dennoch immer präsent, war in meinem Bücherschrank nicht mehr vorhanden – wie dies so oft im Leben geschieht, verschwinden Dinge aus dem Leben, die einem einmal sehr viel bedeuteten. Man denkt mit Wehmut an sie zurück – überlegt, wo sie abgeblieben sind – und kann es nicht ergründen, – sie sind einfach weg. „Le und die Knotenmänner“ war der Titel und die Schriftstellerin war eine Dänin, Herdis Mollehave.

Irgendwann wollte ich es aber doch wieder haben. Ich ging zielsicher in die erste Buchhandlung, sicher, es auch sofort zu erhalten und musste mit Erstaunen hören, dass es dieses Buch im Handel nicht mehr gab. Ich sollte es mal in einem Antiquariat versuchen. Irgendwie schaffte ich das nicht – was nicht sein soll, das soll nicht sein, und so gab ich meine Bemühung, das Buch zu erhalten, auf. Schade, denn dieses Buch „Le und die Knotenmänner“ gab mir vor Jahren den letzten Anstoß, den ich damals brauchte, um radikal mein Leben zu ändern, es half mir sozusagen, etwas zu tun, was ich sonst nicht gewagt hätte – es gab mir Kraft und Mut, das durchzusetzen, was ich schon längst



Babette Philipp beim Offenen Bücherschrank an der Poppelsdorfer Allee

hätte tun sollen. Ich vergaß dieses Buch – bis zu dem Tag, an dem ich in der Poppelsdorfer Allee, in diesem Bücherschrank, dem von Künstlern für die Allgemeinheit aufgestellten Glaskasten – tja, was wohl? – fand: ein Buch von Herdis Mollehave.

Die „MOLLEHAVE“! Mein Herz hüpfte und ich war selig. Die Mollehave! Zerlesen und alt, und es war auch nicht „Le und die Knotenmänner“, doch egal, wer dieses Buch von der Mollehave hier in diesen Glaskasten gestellt hat, muss vielleicht auch „Le und die Knotenmänner“ haben. Aufgeregt schlug ich es auf in der Hoffnung, eventuell einen Besitzernamen zu finden. Doch nein, welch eine Enttäuschung – kein Name, doch da, was ist das? Schwer zu entziffern, irgendeine Schrift, ich drehte es aufgeregt hin und her, zeigte es umstehenden Personen, die gaben sich große Mühe, aber auch sie konnten es nicht entziffern. Im Gegenteil, sie erzählten mir, wie toll sie diesen Offenen Bücherschrank fanden und wie viele Bücher sie schon mitgenommen hätten und selber welche hineingegeben hatten. Ob ich öfters komme und wie ich es fände etc. etc.

Sonst war ich immer für ein Schwätzchen an diesem Offenen Bücherschrank zu haben, aber jetzt hatte ich kein Ohr für diese netten Leute – viel zu aufgeregt war ich, da ich endlich einen Zugang zu meinem längst verschollenen Buch zu finden hoffte. Ich weiß noch, dass ich, ganz versunken in das Buch, die Zeit vergessen hatte und zu spät im Büro erschien. Dennoch – egal, ich wollte wissen, wer dieses Buch in den Händen gehalten hat, es in den Offenen Bücherschrank stellte und – oh, welch eine Hoffnung – vielleicht auch „Le und die Knotenmänner“ besaß.

Obwohl ich die unleserlichen Zeilen nicht entziffern konnte, habe ich einfach geraten und versucht, anhand der wenigen Zeichen den Namen zu entziffern. Ich weiß nicht mehr, wie viele ich auf Verdacht angerufen habe und meine Geschichte von dem gefundenen Buch erzählte – und dennoch, Sie mögen es mir nicht glauben, ich konnte es selber nicht glauben, ich hatte die Besitzerin gefunden.

Und das Tollste war, sie hatte „Le und die Knotenmänner“ – ein Buch, was es nicht mehr im Buchhandel gab, sie hatte es und sie stellte es in den Offenen Bücherschrank, dem viereckigen Glaskasten in der Poppelsdorfer Allee – für mich! Ich habe es wieder! Es steht bei mir im Bücherschrank – es steht einfach da – ich habe mich noch nicht getraut, es wieder zu lesen.

Es soll für mich weiterhin das wichtigste Buch bleiben – mein wichtiges Buch aus der Vergangenheit.

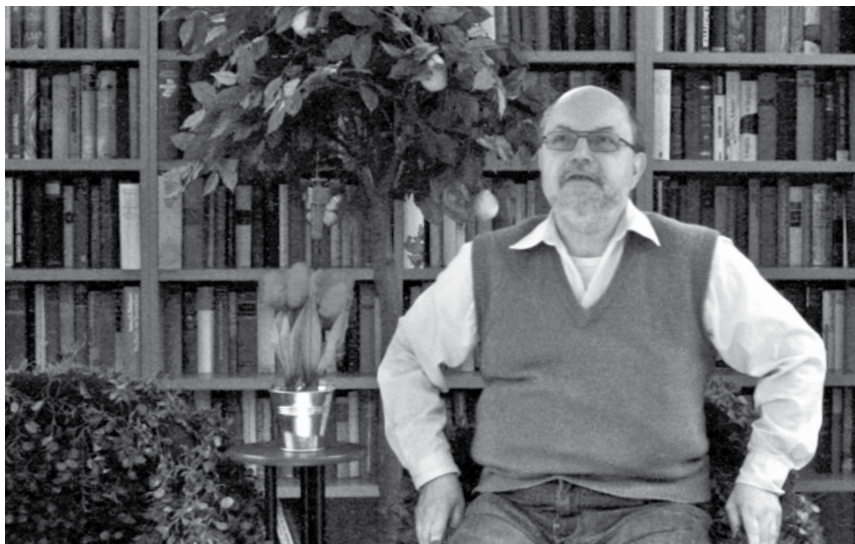
Gerold Walter von Waltersheim Vor Ort erzählt

Ich genieße Bücher mit allen Sinnen

2. Platz
IM WETTBEWERB
ERZÄHLEN SIE UNS
IHRE
GESCHICHTE

Ich komme gerade in die Bad Godesberger Bücherstube, weil ich speziell die uralten Bücher liebe. Ja, nicht erschrecken, gerade die Bücher, die schon fast zerfallen, die nach Moder und Keller riechen, die Leute aus irgendeinem Nachlass hierhergebracht haben. Ich bleibe dann an einem Bücherrücken hängen und denke mir: Dieses Buch sucht mich, und ich suche dieses Buch.

Sehen Sie mal hier, diese alte Karl-May-Ausgabe mit diesen so seltsamen Bildern. Die sind farblich so sanft, fast wie im Stil der Nazarener-Malerguppe aus dem 19. Jahrhundert gemacht. Fast kitschig, aber nicht triefend. Wunderschön. Viel schöner als all die neuen grellen Bilder. Und das Buch ist schon gelblich. Ich rieche dran und genieße es mit allen Sinnen (*freut sich über die teilweise entsetzten Reaktionen der Zuhörer*). Mich reizt auch das Handwerkliche. Ich freue mich daran, wenn ich sehe, wie das Buch gebunden ist. Die Optik ist wichtig, die Ästhetik, auch wenn das Buch schon arg gealtert ist. Das ist meine Wellenlänge. Und dann lese ich dreifach: den Inhalt, den Ausdruck und dann das Schriftbild.



Gerold Walter von Waltersheim in der Offenen Bücherstube, Bad Godesberg

Ich hole mir Gottfried Keller oder Adalbert Stifter von hier. Ich lese gerade zu Hause ein uraltes Buch aus der Bücherstube, eins von Ohm Krüger über die Burenrepublik in Südafrika. Kennen Sie den? Der Inhalt ist zeitweilig nicht so wichtig für mich. Wenn ich an dem Band rieche, spüre ich seinen Geist. Auch wenn das Buch fast auseinanderfällt. Ich tauche trotzdem ein, in jede Seite, in jedes Wort. Ich lese Buchstaben für Buchstaben. Ja klar, das kann sich dann ziemlich lange hinziehen, Wochen, bei ungewohnter alter Schrift auch Monate. Das ist mir egal. Bei Romanen schlage ich dann immer wieder zurück: Wer war noch gleich mit wem verwandt (*lacht*)?

Und dann bringe ich das Buch wieder hierher. Der Rheinländer sagt: Man muss auch gönnen können. Ich sage: Ich muss das Buch wieder loslassen. Wissen Sie, mein Großvater, ein Jurist und großer Humanist, hatte eine riesige Bibliothek. Die ist damals 1941/42 in Leipzig verbrannt. Erst haben die Nazis die Bücher, dann die Menschen verbrannt. Ich bin der einzige männliche Erbe. Ich bin sein geistiger Erbe. Ich glaube, ich habe unbewusst Angst, es könnte den Büchern erneut passieren.

Und dann denke ich an die Menschen, die dieses Buch besessen und gelesen haben. Also letztens bei einer ganz alten Lutherbibel. Wenn man an der riecht, dann spürt man letztlich noch seinen Geist. Ich sehe mir dann die Widmungen an, auch wenn der Einband schon ganz gelb geworden ist. Und ich springe zurück. Ich tauche in die Welt dieser Menschen ein. Ich drücke das Buch an mein Herz.

Gabriele Frings

Schrankenlos

Buch-Schranken
kann es nicht geben doch
manche wollten/wollen sie erschaffen
durch einschränkende Zensur
es lässt sich nicht in Schranken weisen
das gedruckte Wort
Wir holen es hervor
aus der Schrankwand aus dem Wandschrank
für den unbeschränkten Buchübergang von
einer Hand zur andern dem andern
zum Geschenk im und aus dem
Bücher-Schrank



Dorothee Perry Lyman

Ein eigenes Buch verschenkt man nicht

„Ein eigenes Buch verschenkt man nicht, tauscht man nicht, das bleibt im Bücherschrank!“ So höre ich meine Großmutter aus Kinderzeit manchmal heute noch schimpfen. Nachkriegsjahrgang, der ich bin, bekam ich von ihr jeden Monat ein neues Buch und die Karte für die Leihbibliothek; dafür gab's mittags meist Kohl aus dem eigenen Garten, manchmal mit Fleisch, meist mit Kartoffeln. Das führte dazu, dass ich Kohl schon nicht leiden konnte, lange, bevor er Kanzler wurde.

Anfang des Jahres unterzog ich mich einer Venenoperation, an deren Ende ein täglicher Spaziergang von mindestens einer halben Stunde stand. Außerdem hatte ich viel Zeit, mein Arbeitszimmer aufzuräumen.

Und dabei fand es sich, das erste Buch, das ich zweimal gekauft hatte. Es versteckte sich nicht zwischen den rund 4000 anderen, sondern lag bequem fassbar auf dem vordersten Stapel, dazu ausersuchen, gelesen zu werden.

„Dann bring' es doch in den Offenen Bücherschrank“, schlug meine Tochter vor. Der steht ziemlich genau hin und zurück eine Viertelstunde von meiner Wohnung entfernt auf der Poppelsdorfer Allee.

Ja, gute Idee; nein, ein Buch gibt man nicht aus der Hand! So stellte sich meine innere Stimme dem Duett. „Na ja, ansehen kann ich mir den Schrank ja mal, ich muss das Buch ja nicht dort lassen“, siegte das halbe Ja.

Dort angekommen, stellte ich schnell fest, dass die meisten Leser meinen Geschmack teilten; viele der dort aufgestellten Bücher besaß ich oder hatte ich zumindest schon mal gelesen. Der Schrank war wohl bestückt, aufgeräumt und von drei LeserInnen frequentiert.

Erst glaubte ich nicht, ein geeignetes Buch zu finden. Prüfend umrundete ich den Schrank mindestens zweimal, während mein Rucksack deutlich nach unten zog. Beim dritten Umwandern aber fand sich doch noch ein kleiner unscheinbarer Kriminalroman, dessen Autor ich kannte, aber genau diesen Titel noch nicht. Ich zögerte. Doch ein Buch zu entfernen, ohne ein neues hineinzustellen, wie es mir meine Tochter empfahl, das verbot mir mein soziales Gewissen.

Ja, und dann trennte ich mich gar nicht so schweren Herzens erstmals von einem Buch und tauschte 60 Jahre, nachdem ich mein erstes Buch in den Händen gehalten hatte, ein Buch aus meinem Bestand gegen ein neues, fremdes.

War gar nicht so schwer und hat auch nicht weh getan. Ich ahne, es wird doch noch das eine oder andere Buch folgen, das ich ohnehin nicht unbedingt ein zweites Mal lesen will.

Dorothea Petersen **Vor Ort erzählt**

(Wieder)Begegnung

„Aufgewachsen bin ich in Erlangen. Vor 57 Jahren ist mein Mann in Bonn zum Ministerium gekommen. Er ist jetzt seit 20 Jahren tot. In Theresienau habe ich ein kleines eigenes Zimmer. Und da schreibe ich Tagebuch und viele Briefe, weil ich gerne Post kriege. Jeder hat ein Postfach. Es ist enttäuschend, wenn man es aufmacht und es ist nichts drin. Im ersten Schuljahr habe ich die ersten Geschichten geschrieben. Von meiner älteren Schwester habe ich die Themen der Aufsätze bekommen. Zu Weihnachten habe ich Geschichten geschrieben und verschenkt. Meine Freundin hat für mich getippt.

Ich bin Kinderkrankenschwester mit Examen und habe an der Uni-Kinderklinik in Erlangen gearbeitet. Auch den Kindern im Krankenhaus habe ich Geschichten erzählt, viel gesungen und Gedichte aufgesagt. Gewohnt haben wir im Kriegersgraben.“



Dorothea Petersen mit ihrer handgeschriebenen Geschichte (siehe folgende Seite) und Leonie Florian, Studentin der Alanus-Hochschule (rechts) beim Offenen Bücherschrank am Bonner Bogen

Leonie Florian **Vor Ort erzählt**

„Ich kenne Frau Petersen aus dem Kriegersgraben. Nicht persönlich. Aber meine Familie und ihre Familie kennen sich. Sie und meine Oma gehörten dem ‚i-Dötzchen-Club‘ an. Die Kinder der Familien sind in die Schule gekommen, und die Mütter haben den Club gegründet und sich regelmäßig zum Essen und Kaffeetrinken getroffen. Mein Vater hat mit der Tochter von Frau Petersen und den anderen Kindern aus der Straße gespielt. Bis vor kurzem hat sich der Kreis noch getroffen. Doch viele sind inzwischen gestorben.

Frau Petersen ist eine Freundin von meiner Oma. Als sie erzählte, dass ihr Mann im Ministerium war und sie hierher in den Kriegersgraben gezogen sind, da ist bei mir der Groschen gefallen.“

Dorothea Petersen

Dorothea Petersen

Bücherschrank mit Rheinblick

Freiluft-Bücherschränke - so eine tolle Idee! Gibt es die in anderen Städten auch? Aber sicher nicht mit Rheinblick, wie hier bei uns am Bonner Bogen!

Seit ich in der Zeitung darüber gelesen hatte, war ich nicht mehr zu halten: ich wollte und mußte dorthin! Aber mit meinen alten Knochen, konnte ich weder zu Fuß, noch per Rad dahin gelangen. Mit Taxis zum Bücherschrank? Sehr ungewöhnlich! Da kamen meine motorisierten Enkel aus dem Norden zu Besuch und brachten ihre Oma zum Ziel ihrer Sehnsucht: dem Schrank. Der war und ist Ansicht zu übersehen, erhöht auf dem rechten Rheinufer mit Blick auf das bunte Treiben und Flanieren auf dem Boulevard und vor allem auf den von Schiffen belebten Strom. Wunderschön ist der Anblick des Siebengebirges im Süden, am Drachenfels und Petersberg, alles zusammen wie ein Urlaubsbild.

Aber nun zur Hauptsache: Zuerst umkreiste ich den Schrank, versuchte, die Türen zu öffnen, sah durch die Glasreihen die Buchreihen, die großzügig, nicht systematisch angeordnet stehen. Es wirkte, als sind hier auch ungeliebte "Stiefkinder" entsorgt worden, zum Teil Fachliteratur, die aus Profis anderer Reihen könnten. Da konnte ich mich nicht bremsen und machte mich gleich ans Suchen und gleichzeitig Ordnen. Das lohnte sich! Mit einem Freudensruf entdeckte ich einen schönen blauen Leinenband des R. Wunderlich Verlags von 1955, ein Buch, das ich in meiner Jugend vor 70 Jahren begeistert gelesen hatte. Das kann ich jetzt noch einmal beurteilen.

-2-

Theresia am 20
Dorothea Petersen

Wie lauten die Spielregeln? Darf man
mehrere Bücher entnehmen? Muß man sie zurückbringen
oder Bücher dazustellen, im Tausch zu? In letzterem
Fall wird um eine Widmung in dem Buch gebeten.
Ich suchte weiter in der Hoffnung auf ein weiteres Schnäpp-
chen. Und als ich mich schließlich trennte, hatte ich die
Bücher in den oberen Reihen an Bech und Glied. Nur
unten tummelten ^{sich} noch Kinderbücher an Bruntena Durch-
einander.

Auf der Heimfahrt überlegte ich: Ich besitze jede Menge Bücher
und wir haben hier in unserem Oberkassel eine gute
Buchhandlung. Woran liegt es, daß man von dem Open-
air-Schrank so fasziniert ist? Die Jagdlust?
Die Suche nach dem idealen Glück? Für wahre Bücher-
freunde kann es verlockender sein als Lotto zu spielen.
Ich wünsche, daß noch viele Menschen solche Freude
an den Freiluft-Bücherschränken haben, wie ich!

10.6.12 Dorothea Petersen

Alexa Schmidt

Kein Tag wie jeder andere – aus dem Leben eines Offenen Bücherschranks

Da stehe ich nun. An einem tollen Aussichtspunkt am Bonner Bogen. Gut, ich hätte es schlechter antreffen können. Im Grunde kann ich mich nicht beschweren. Wer kann schon von sich behaupten, seinen Platz in erster Lage am Rheinufer zu haben? In direkter Nachbarschaft mit dem Kameha Grand Hotel und der Rohrmühle?

Mein Tag verläuft eigentlich immer gleich. Morgens bei Sonnenaufgang beobachte ich die ersten Jogger, kurz danach schon die Hundefreunde mit ihren Vierbeinern. Oft ein stark beladenes Schiff, das mühsam flussaufwärts tuckert. Es sind friedliche, selbstverständliche Stunden. Egal, ob Sommer oder Winter, ob warm oder kalt. Nach und nach füllt sich die Promenade. Leute, die zur Arbeit müssen, hetzen und Sportler huschen an mir vorbei. Die ersten Spaziergänger haben mehr Muße und genießen die frische Morgenluft.

Richtig aufregend wird es immer, wenn jemand auf MICH zukommt. Einige Leute gucken neugierig. Eher zögerlich kommen sie zu mir und öffnen unsicher meine Glastüre. Andere sind alte Bekannte. Sie kommen zielstrebig auf mich zu, stellen ein Buch in meinen Bauch oder holen sich eins heraus.

Andere wiederum verweilen länger. Sie stöbern, nehmen heraus und stellen wieder hinein. Das sind immer ganz spannende Momente. Aber doch verläuft mein Alltag eigentlich immer gleich.

Manchmal habe ich Glück und darf besondere Events beobachten. Neulich habe ich auf der Wiese vor dem Kameha Grand Hotel ganz viele Kinder gesehen, die viele weiße Ballons in den Himmel steigen ließen. Das waren, wie ich aufschnappte, die Bonner Kinder, die zu Klimabotschaftern ernannt wurden. Ein tolles Erlebnis.

Oder ich erinnere mich an einen Tag, an dem ich plötzlich das Gefühl hatte, in einem Wohnzimmer zu stehen. Auf einmal war ich Teil einer Wohnzimmereinrichtung und hatte meinen Platz neben einem Sofa und einem Tisch. Weil es geregnet hatte, hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Regenschutz über mir. Ich bin zwar nicht aus Zucker, aber ein Dach über dem Kopf tat zur Abwechslung auch mal gut! Leute kamen und haben Geschichten von mir, mit mir oder über mich erzählt. Das war ein wunderschöner Tag. Echte Abwechslung in meinem Leben. Ich bin sogar ins Fernsehen gekommen!

Aber der schönste Tag in meinem Leben war noch ein anderer. Dieser Tag war wirklich besonders und hat mein Leben verändert und bereichert. Der Tag begann

wie jeder andere. Erst die Jogger, dann die Hundefreunde und dann die Menschen, die zur Arbeit fuhren. Ab und zu ein Schiff auf dem Rhein, ein verliebtes, mich nicht beachtendes Pärchen auf der Wiese und eine Frau auf Inlinern, die diese wahrscheinlich zum ersten Mal ausprobierte.

Doch auf einmal kamen sechs Kinder auf mich zu. Auf MICH! Wollten die etwa zu mir? Hatten die keine Schule? Die hatten sogar Bücher in der Hand. Waren die für mich? Meine Gedanken überschlugen sich. Die Kinder kamen immer näher.

Dann sah ich auch ihre Lehrerin und den Herrn von der Bürgerstiftung, der mich von meinem ersten Tag an kennt. Fragend guckte ich zu ihm. Er nickte mir zur Begrüßung freundlich zu und bedeutete mir mit seinem Blick, dass gleich etwas Besonderes passieren wird.

Und tatsächlich, es ging schon los: Die Kinder räumten das untere Fach aus und verteilten die Bücher in die anderen Fächer. Das kitzelte ein wenig, aber vor lauter Spannung habe ich das kaum wahrgenommen. Und dann ging alles ganz schnell: Die Kinder stellten ihre Bücher in das untere Fach. Dann wurde ein Aufkleber mit der Aufschrift „Kinderfach“ auf meine Glastüre geklebt. Der sieht richtig schick aus. Ab heute hatte ich also ein Kinderfach! Und das war auch gut so.

Ab sofort kamen nun auch Kinder zu mir, stellten ihre Bücher ein und holten sich welche heraus. Welche Bereicherung für mein Leben. Seit jetzt auch Kinder mich besuchen kommen, ist für mich das Leben am Bonner Bogen noch schöner geworden. Denn jeder weiß: „Wo Kinder sind, ist ein goldenes Zeitalter“ (NOVALIS).



Nike und Maya Schmidt beim Offenen Bücherschrank am Bonner Bogen

Deborah Rupprecht **Vor Ort erzählt**

Das Doppelleben des Offenen Bücherschranks

Der Offene Bücherschrank an der Poppelsdorfer Allee führt ein Doppelleben. Er beherbergt nicht nur Bücher, sondern auch eine winzige magnetische Dose. Sie ist ein sogenannter Cache namens „Heute schon gelesen?“ oder „GCYZR8“.

Ein Cache ist ein „Schatz“, den Geocacher mithilfe vorgegebener Koordinaten und einem GPS-Gerät aufspüren. Im Internet gibt es entsprechende Übersichtskarten, wo überall Caches versteckt sind. Im Bonner Stadtgebiet gibt es mehrere Hundert.

Die Schatzdosen, die es mit unterschiedlichen Schwierigkeitsstufen in der Auffindbarkeit und in verschiedenen Größen (nano, small, regular, large) gibt, enthalten immer ein Logbuch, in dem sich die Finder eintragen können, und oftmals kleine Tauschgegenstände als „Belohnung“. Zudem wird unterschieden zwischen „Tradis“ – da weisen die Koordinaten direkt auf die Dose hin – oder zum Beispiel „Multis“, bei denen die Suche nach dem Schatz bei bestimmten Koordinaten beginnt und im weiteren Verlauf Aufgaben gelöst werden müssen, um die Zielkoordinaten zu erhalten. Darüber hinaus gibt es weitere Cachetypen. Allen ist gemeinsam, dass die Zwischen- und Finalstationen zum Schutz der Privatsphäre und aus Sicherheitsgründen nicht auf privatem Grund oder an öffentlichen Einrichtungen, wie z.B. Schulen, Polizeistationen oder Flughäfen, platziert sein dürfen.

Den Cache am Offenen Bücherschrank an der Poppelsdorfer Allee gibt es seit 2006 und er ist seitdem über 1200 Mal gefunden worden. Er hing früher unter dem Papierkorb an der Sitzbank gleich neben dem Offenen Bücherschrank.

Er ist mein erster Cache gewesen, den ich auch ohne GPS finden konnte. Danach habe ich ihn immer beim Warten auf den Bus zur Arbeit gesehen, da ich ja nun von ihm wusste. Nur eines Tages war die Dose abhanden gekommen. Es verging einige Zeit, aber der Besitzer („Owner“) der Dose, der sich immer um seine gelegten Caches bzw. Dosen kümmern soll, sorgte für keinen Ersatz.

Nachdem drei Monate vergangen waren und der Cache drohte, archiviert zu werden, nahm ich Kontakt zum Besitzer auf. Es stellte sich heraus, dass er nach Süddeutschland gezogen war und kaum Gelegenheit hatte, den Cache zu warten. Da ich regelmäßig vor Ort bin, habe ich ihm angeboten, eine neue Dose zu legen und mich um sie zu kümmern. Seitdem liegt eine winzige magnetische Dose („nano“) mit einem kleinen Papierstreifen zum Loggen im Schrank. Wo genau sie liegt, wird nicht verraten, damit „Muggel“ (Nicht-Geocacher) sie nicht entdecken und aus Unkenntnis mitnehmen.



Deborah Rupprecht erklärt ihr GPS-Gerät beim Offenen Bücherschrank an der Poppelsdorfer Allee

Denn zwei Dinge sind wichtig: Zum einen sollen die Dosen für Nicht-Geocacher nicht auffallen, zum anderen soll man als Geocacher beim Suchen keine unnötige Aufmerksamkeit erregen. Manchmal heißt es Geduld haben. Das ist nicht einfach, wenn man schon alles abgesucht hat und nichts findet. Beim Offenen Bücherschrank zum Beispiel sind die vielen Besucher ein „Problem“: Es ist schön, dass so viele Menschen Interesse an ihm haben und ihn als Tauschbörse oder kostenlose Bücherei nutzen. Andererseits wartet mancher Geocacher manchmal eine halbe Stunde, bis er sich traut, ungestört einen Blick und Griff hinein zu tun.

Ich habe mit dem Geocaching im April 2009 begonnen, eine Freundin hat mich damit angesteckt, als sie in der Nähe meiner Wohnung einen Schatz geborgen hat. Seitdem habe ich etwa 500 Caches gefunden und auch selbst einige gelegt. Das klingt viel, ist es aber nicht. Es gibt Geocacher, die wollen jeden Tag eine bestimmte Anzahl an Dosen finden. Ich nicht. Ich würde zum Beispiel nicht extra das Auto dafür anwerfen, um vielleicht auch noch die Erste an einem neuen Cache zu sein.

Aber das Geocachen ist ein guter Anlass für einen Stopp während einer langen Autofahrt oder für eine kleine Radtour. Mein Mann und meine Tochter machen mal mit, aber so begeistert wie ich sind sie nicht. Es ist wie (Bücher-)Lesen: Der eine kann damit gar nichts anfangen, der andere liest die ganze Nacht durch, bis er fertig ist. Ich lese jeden Tag ein bisschen. Geocachen und Lesen, das entspannt.

Dietrich Kleppi **Vor Ort erzählt**

Lebensinhalt

Ich kann mich an eine Begegnung am Poppelsdorfer Bücherschrank erinnern, die mich lange beschäftigt hat. Vom Fenster meiner Kanzlei aus beobachtete ich einen ziemlich heruntergekommenen Mann am Offenen Bücherschrank, den ich gedanklich sofort der Bahnhofsszene zugedacht habe. Er räumte den Schrank aus. Ich stürzte heraus und stellte ihn zur Rede.

Der Mann schlotterte regelrecht, als ich ihn so anfuhr, und sagte: „Alles, was ich im Leben noch habe, ist das Lesen. Ich bringe auch jedes Buch wieder zurück.“ Ich war beschämt und habe mich sofort für mein Verhalten entschuldigt. Das machte mir eine Funktion des Offenen Bücherschranks klar, die ich mir bis da nicht hatte vorstellen können.



Dietrich Kleppi am Offenen Bücherschrank an der Poppelsdorfer Allee

Frauke Wollenweber

Brötchen in Bonn

1. Platz
IM WETTBEWERB
ERZÄHLEN SIE UNS
IHRE
GESCHICHTE

„Diese Geschichte ist in unserer Schreibgruppe ‚Auf meinen Spuren‘ entstanden. Die Schreiberlinge treffen sich alle zwei Wochen unter den literarischen Fittichen von Frau Rosel Lieverscheidt. Ich finde es jedes Mal sehr schön, weil die zwei Stunden so rasch vergehen bei den abwechslungsreichen Aufgaben, von Gedächtnistraining bis Dichten ist alles drin! Na, und ohne Hausaufgaben geht es eben auch nicht, aber Hausaufgaben sind hier LUSTaufgaben, keine Pflicht!!! Meine Geschichte ist entstanden als eine Hausaufgabe zum Thema ‚Ein Umzug‘.“

Der kleine Lastwagen war sorgfältig mit dem wenigen Hab und Gut der Familie bepackt. Nun fuhr er langsam durch das Hoftor auf die Dorfstraße. Oben leuchteten die roten Federbetten, auf denen unter der Obhut der großen Schwester drei kleine Mädchen thronten. Sie sangen vergnügt nach einer selbst ausgedachten Melodie: „In Bonn gibt’s Brötchen! Ja, Brötchen in Bonn!“ Der sechsjährige Junge saß neben dem Ofen des Holzvergasers Ford Typ B.B. und dachte misstrauisch: „Die Tante hat bestimmt gelogen, als sie versprach, dass es in Bonn Brötchen gibt, nur damit wir Kinder kein Heimweh haben!“

Der Lastwagen kam nur langsam voran, dennoch stoben Funken und Rauch über die Ladefläche, und trotz der wärmenden Bettdecken froren die Kinder im Fahrtwind. Mutter und Tante saßen am inneren Rand der Ladeklappe, stets darauf bedacht, zuzupacken, falls sich ein Gepäckteil lösen oder verschieben würde. Beide waren erschöpft, und die holprige Fahrt bekam ihnen nicht gut.

Irgendwann hörte der Junge die Stimme der Tante: „Jetzt sind wir in Bonn und gleich da! Hier ist schon unsere Straße!“ Da bremste der Wagen scharf, sodass alle Gegenstände in Bewegung gerieten und die Menschen erschrocken irgendwo Halt suchten. Das Auto stand vor einem riesigen Bombenloch in der Straße. Tief unten plätscherte ein Bächlein.

Die Wohnung war nur von der anderen Straßeneinfahrt zu erreichen. So rollte der Wagen an einem kleinen Park vorbei, und die Tante erklärte: „Das ist das Baum-schulwäldchen! Hier könnt ihr sehr schön spielen! Und jetzt sind wir wirklich gleich da!“ Und das Auto bog in eine fast unzerstörte Straße hinein. Die Tante rief staunend und erfreut: „Das ist die Mozartstraße, hier sind ja noch viele Häuser ganz geblieben!“ Vor dem Bombentrichter der Bachstraße hielt der Lastwagen an.

Da standen einige Häuser nebeneinander mit rissigen Fassaden, leeren Fensterhöhlen und schief verrutschten Dächern. Es schien, als könnten sie sich nur noch

aufrecht halten, weil sie sich eng aneinander schmiegt. Die kleinen Vorgärten und die Eingangsstufen und offenen Hausflure lagen kniehoch voll Schutt. In dem vorletzten Gebäude der Trümmerhausreihe war vor dem Krieg im Dachgeschoss die Wohnung der Tante gewesen.

Mitten in dem mit Schutt angefüllten Hausflur standen ein eiserner Gartentisch und ein Stuhl. Die Mutter sank darauf nieder, stützte den Kopf in die Hände und starrte stumm vor sich hin. Die Kinder setzten sich auf die niedrige Vorgartenmauer und schauten entsetzt auf die Trümmer und Ruinen der gegenüberliegenden Straßenseite. Der Fahrer trieb zur Eile an und lud Möbel und Hausrat ab und türmte alles aufeinander auf das Schuttgelände des Vorgartens, stieg erleichtert ins Auto und fuhr zum Dorf zurück.

Vom Hausflur aus betrat nun die Familie die Küche, die eigentlich eine Tür und ein Fenster zur Terrasse und zum Garten hinter dem Haus hatte. Aber es gab nur noch die Öffnungen, keine Fenster, keine Möbel, keinen Herd, aber Dreck, Steine und Staub. Mit den bloßen Händen begannen die Frauen und die Kinder, das Geröll in den Garten zu werfen. Auf die staubige freie Fläche stapelten sie das Umzugsgut.

Langsam wurde es dämmrig, und Mutter und Tante überlegten fieberhaft, wie die Nacht verbracht werden konnte. Auf einmal befahl die Mutter: „Hört zu, ihr Kinder bleibt hier in der Küche oder auch im Garten. Aber ihr bleibt hier! Und du passt auf die Kleinen auf! Verstanden?“ fügte sie mit strengem Blick auf die Große dazu. Die Kinder nickten bejahend, und die beiden Frauen begannen Schrankteile, Matratzen und Bettzeug in den Keller zu schleppen.

Die Mädchen erforschten den mit Schutt und Glasscherben bedeckten Garten. Nur der Junge gehorchte dem mütterlichen Befehl nicht. Er schwang sich auf die Gartenmauer und verschwand im Nachbarhaus.

Als es ganz dunkel geworden war, zündete die große Schwester eine der selbst gezogenen Kerzen an. Die Mädchen setzten sich um den Tisch und vertrieben sich mit mündlichen Rate- und Reimspielen und Singen die Zeit.

Da kam die Tante dazu und rief spöttisch und stolz: „Kommt mal mit in unser Schlafzimmer!“ und ging mit der Kerze in der Hand voraus. Vorsichtig folgte die kleine Prozession die Kellerstufen hinunter. In einem der Kellerräume leuchtete warmes Kerzenlicht. Aus den Schrankteilen hatten Mutter und Tante eine Art Bettlandschaft für die Kinder gebaut.

Der Junge hatte mit dem Sprung über die Gartenmauer seinen ersten Erkundungsgang in Bonn begonnen. Er tastete sich vorsichtig durch die Ruine des Nachbarhauses und staunte über einen Kronleuchter, der in einem Raum schief und staubig an der Decke hing. Einige Glaskristalle hingen noch daran und funkelten ab und zu in Prismafarben auf. In einem Zimmer fiel ihm ein goldener Streifen im

Schutthaufen auf. Er grub das goldene Ding aus, und es entpuppte sich als eine Porzellanschale, auf der mit goldenen Schnörkellettern Worte, die er nicht lesen konnte, rund um den Rand geschrieben standen. Er fand die Schale wunderschön und nahm sie mit auf seinen Entdeckungsweg.

Durch das Trümmergrundstück gelangte er auf die Straße und folgte einer Frau, die einen leeren Eimer trug. Sie bog in die Mozartstraße ein und hielt bei einer Menschenschlange an, die vor einem Wasserspender in der Straße wartete.

„Gut zu wissen, dass es hier Wasser gibt!“, dachte der Junge. Eine Weile streifte er noch neugierig durch die Ruinen der Bachstraße. Es wurde sehr dunkel, denn es gab keinerlei Straßenbeleuchtung. Er nahm sich vor, in den nächsten Tagen die Straße Ruine für Ruine zu untersuchen.

Als er wieder in den Küchenraum kam, war es dort stockdunkel und niemand da. Der Junge erschrak, aber da sah er matten Kerzenschimmer zum Keller hin und hörte die Mutter seinen Namen rufen. „Ich bin ja schon da!“, antwortete er und bevor sie zu schimpfen beginnen konnte, berichtete er aufgeregt: „In der Mozartstraße gibt es Wasser! Und guck mal, was ich gefunden habe!“ Stolz zeigte er ihr die Porzellanschale. Die Mutter nahm ihm den Fund aus den Händen und legte ihn vorsichtig auf das Bettenlager.

Im Kerzenlicht betrachteten er, die Tante, Mutter und die vier Mädchen andächtig die Porzellanschale wie eine Kostbarkeit aus einer anderen Welt. Die goldene Schrift leuchtete geheimnisvoll und die barocken Blumen des Dekors wirkten fast lebendig. Das jüngste, vierjährige Mädchen flüsterte bewundernd: „Er hat einen Schatz gefunden!“ Die Mutter strich sanft mit der Hand über die Schrift und erklärte: „Das ist eine Brotschale, und darauf steht geschrieben: „Unser tägliches Brot gib uns heute!“ Das älteste Mädchen sagte ernsthaft: „Das beten wir in der Schule. Das Gebet heißt: Vaterunser!“ Da rief die Jüngste begeistert: „Ich bete heute Abend: Gib uns tägliche Brötchen!“ Die Mädchen lachten, der Junge blickte zweifelnd und die beiden Frauen warteten schweigend, bis die Kinder aneinander geschmiegt unter den roten Federkissen eingeschlafen waren.

Später suchten sie ihr Nachtlager auf. Jede schlief auf einer liegenden Tür, zugedeckt mit den blauseidenen Daunendecken, die sie schmerzlich an vergangenen Wohlstand erinnerten. Beide schliefen sie einen ängstlichen und wachsamten Schlaf, denn es hieß, dass in den Trümmerstädten oft und viel gestohlen wurde.

Es war die erste Nacht, die die Familie an diesem Ort verbrachte. Die Frauen und Kinder wussten noch nicht, dass sie noch einige Zeit warten mussten, bis die Bäckerei „Edmund Nett“ in der Bachstraße eröffnete und wirklich täglich Brötchen verkaufte.

Ingrid Kansy

Der alte Zöllner und die Bonner Rheinbrücke

2. Platz
IM WETTBEWERB
ERZÄHLEN SIE UNS
IHRE
GESCHICHTE

Brücken habe ich schon immer geliebt. Sie verbinden etwas, was sonst nicht zusammenkommt. Meine Brücke führte über einen Strom, den Rhein. Sie verband zwei Orte miteinander: Bonn und Beuel. Beide Städte wollten sie gemeinsam bauen. Doch dann verweigerte der Rat der Stadt Beuel das Geld. Die Bonner waren aber so verliebt in die Pläne, dass sie die Brücke alleine bauten. Ihren Ärger darüber ließen sie nicht nur in Worten zum Ausdruck kommen. Sie beauftragten einen Künstler, einen Mann aus Stein zu meißen, der sein nacktes Gesäß den Beuelern zuwandte und ihnen einen Vogel zeigte. Das war das Bröckemännche, die Rache.

1889 wurde diese Brücke erbaut. Sie war ein ausgewogenes Kunstwerk aus Stahl und Stein. Der Stein erzählte in seinen Reliefs Rheingeschichten. Der Stahl war kunstvoll mit Tierkörpern geschmückt. Jeder, der in die andere Stadt ging, durchquerte zwei Tore. Aber vorher musste er Zoll bezahlen. Dazu wurden extra vier reich verzierte Zollhäuschen aus Stein gebaut. Mein kunstvolles Zollhäuschen schützte mich vor greller Sonne oder vor klatschendem Regen und pfeifendem Wind, denn ich war einer der Brückenwarte und trug eine dunkle Uniform mit Schirmmütze. Ich kannte alle Passanten, die regelmäßig Zoll abgaben, nämlich als Fußgänger zwei Pfennig oder als Fahrradfahrer sechs Pfennig. Manche hatten auch eine Dauerkarte.

Damals vor dem zweiten Weltkrieg ging es noch gemütlich auf meiner Brücke zu. Es gab noch nicht so viele Autos, nur einige Pferdewagen und viele Fahrradfahrer und noch mehr Fußgänger. Die wenigen Autos waren kostenlos. Damals wie heute fuhr die Straßenbahn.

Vieles konnte ich beobachten auf meiner Brücke, wie Menschen sich stritten, wie sie sich im Laufe der Jahre veränderten, wie sie sich begegneten und miteinander redeten und wie sie sich trennten. Meine allerschönste Erinnerung an die alte Rheinbrücke war eine Liebesgeschichte:

Jeden Morgen radelte der kühne und selbstbewusste Willi von Bonn nach Beuel, um dort bei der Spedition seine Kaufmannslehre zu beenden. Ich kannte ihn gut. Wie oft hatte ich ihm ins Gewissen geredet, wenn ich ihn wieder einmal mit seinen Freunden erwischte, wie er von meiner Brücke in den Rhein sprang! Alles reden von Gefahr beeindruckte ihn nicht. Er lachte nur. Das war die Kühnheit der Jugend.

Eines Tages bemerkte ich, dass er nicht wie sonst schnell am Abend von Beuel nach Bonn zurückfuhr, und versuchte, mich in ein Gespräch zu verwickeln. Dabei

liefen seine Blicke immer forschend auf die gegenüberliegende Seite, als ob er auf etwas wartete. An seinen leuchtenden Augen sah ich dann, dass das Erwartete eingetroffen sein musste. Neugierig lenkte auch ich meinen Blick dorthin. Von Bonn nach Beuel radelte eine junge Schöne auf mein Häuschen zu. Lachend zeigte sie mir ihre Dauerkarte und fuhr weiter in Richtung Beuel. „Kennst du die?“, frug mich Willi. „Ja, sie wohnt zufällig im gleichen Dorf wie ich, in Pützchen, hinter Beuel. Ihr Vater ist Bauer und hat sechs Kinder. Sie heißt Gredel. Sie arbeitet als Kassiererin in Bonn, in der Metzgerei an der Poststraße, ein fleißiges Mädel.“

„Sie sieht auch gut aus mit ihrem braungelocktem Haar und der schlanken Figur.“ „Ich finde sie immer adrett angezogen. Hast du den weißen Bubikragen gesehen? Sie erzählte mir, dass sie die Bluse selbst genäht hat.“ „Nähen kann sie auch? Wie praktisch in dieser schlechten Zeit. Das wäre das richtige Mädel für mich. Als zukünftiger Kaufmann kann ich eine Frau, die rechnen kann und schneiden kann und überhaupt praktisch veranlagt ist, gut gebrauchen. Meinen Sie nicht auch? Können Sie mir nicht helfen, sie kennenzulernen?“ bat mich Willi. „Ob ich das tun soll, weiß ich nicht. Schließlich bist du ein Draufgänger!“ „Nur weil ich von Ihrer Rheinbrücke springe. Das ist doch bei mir Familientradition, mein Vater ist schon von dieser Rheinbrücke ins Wasser gesprungen. Schließlich sind wir echte bönnische Jungens aus der Rheingasse.“ „Na gut, morgen Abend stelle ich dich vor.“

Am nächsten Abend war er schon früher da als sonst. Nach einer kleinen Weile kam von der entgegengesetzten Seite Gredel angeradelt. Sie zeigte mir ihre Dauerkarte und wollte weiterfahren. „Gredel, es ist heute so kalt. Komm, ich lade dich in mein Häuschen zu einer Tasse echten Bohnenkaffee ein.“ „Da kann ich ja nicht widerstehen“, lachte sie und betrat mein Zollhäuschen. Erstaunt sah sie Willi schon da sitzen. „Ach ja, darf ich dir Willi vorstellen. Er ist ein echter bönnischer Jung, der immer verbotenerweise von meiner Rheinbrücke springt.“ Interessiert guckte sie ihn an. Sie schien beeindruckt. „Bedient euch, der Kaffee ist in der blauen Kaffeekanne. Ich geh nur mal gerade raus, weil Passanten kommen. Ich muss deren Zoll einnehmen.“

Als ich wieder reinkam, waren beide tief in ein Gespräch verwickelt und beachteten mich gar nicht. Da wusste ich, dass es gefunkt hatte.

Von nun an trafen sie sich täglich an meinem Häuschen und warteten aufeinander. Dies wurde zum Ritual. Der eine kam von Bonn, der andere von Beuel. Wenn einer von ihnen warten musste, betrachtete er die steinernen Reliefs an meinem Zollhaus oder die Stahldrachen an der Eisenkonstruktion der Brücke, oder er beobachtete das Wasser und die Schiffe der Flusslandschaft. Manchmal, wenn kein Pferdewagen, keine Straßenbahn und kein Auto vorbeikam, ging ich auf die Mitte der Fahrbahn, um beim Schein der romantischen Gaslaternen die Liebenden besser beobachten zu können. Diese Abendstunden gehörten ihnen. Die Liebenden erzähl-

ten, tuschelten und küssten sich. Bald hörte ich, wie sie sich verabredeten. „Also bis Samstag zum Kino. Wir treffen uns vorm Metropol um 20 Uhr.“

Leider ... kamen sie plötzlich nicht mehr. Das Schicksal hatte zugeschlagen. Der zweite Weltkrieg begann. Was wohl aus ihnen geworden ist? Haben sie den Krieg überstanden? Hat ihre Liebe den Krieg überlebt?

Meine wunderschöne Brücke jedenfalls, das echte Kunstwerk, hatte den Krieg überstanden – aber ... nicht die Besatzung. Mit Trauer denke ich an dies Ereignis. Am 9. März 1945 wurde die Brücke von den Bonnern selbst gesprengt, bevor die Amerikaner Bonn besetzten. Diese alte, kunstvolle Rheinbrücke bleibt jedoch immer in meiner Erinnerung und in der von vielen Bonnern und Beuelern.

Oft stehe ich, der alte Zöllner, wehmütig auf der neuen Rheinbrücke und denke voller Trauer zurück an die alte Brücke, das echte Kunstwerk, und an die Menschen, die es überquerten ... und an deren Schicksale.

Werner Mohr

Aus dem früheren Leben in meinem Heimatdorf

3. Platz
IM WETTBEWERB
ERZÄHLEN SIE UNS
IHRE
GESCHICHTE

Der gemeinsame Abend begann damit, dass Marlene Geschichten aus dem Laden erzählte. Daraus war nach ihrer Einschätzung die Beste eben jene, in der es um Frau Herchenbach ging, die beim Einkaufen immer ihren Mann mitbrachte, der aber nie etwas sagte oder auch wohl nichts sagen durfte, und ihm war nur zugestanden worden, hin und wieder mit dem Kopf zu nicken und hinterher beim Tragen zu helfen.

Herr Herchenbach stand dann oft halbstundenweise im Laden herum, wenn seine Frau erzählte, vorzugsweise von ihren grandiosen Kochkünsten, und er ertrug dies alles mit asiatischem Gleichmut. Nur einmal kam es zum Eklat, als nämlich die Herchenbach von einem Landstreicher erzählte, der bei ihr angeklopft hatte und dem sie 50 Pfennige habe zukommen lassen und, da er immer noch nicht zufrieden war, einen Teller Bohnensuppe. „Dann habe sich der Mann die 50 Pfennige sauer verdient“, soll Herchenbach lachend gerufen haben und er habe sich überhaupt nicht mehr beruhigen können. Aber nur einen Augenblick sei das gut gegangen, dann habe die Herchenbach getobt und ihren Mann übel beschimpft, bis dieser ganz bleich gewesen war und wieder ganz sprachlos. Aber seit jenem Tag sei die Herchenbach immer alleine zum Einkaufen gekommen und habe ihren Mann auch nicht mehr erwähnt.

Jakob, dem die Geschichte sehr gefallen hatte, um so mehr, da er die Herchenbachs kannte und schon für sie gearbeitet hatte, begann den Abend zu genießen und entspannte sich zunehmend, was tatsächlich dazu führte, dass er nun seinerseits kleine Erlebnisse zum Besten gab, was weiß Gott nicht alle Tage vorkam. Darunter war eine aus seinen Kindertagen, welche seine Zuhörerinnen und besonders Marlene sehr anrührte.

Jakob erzählte, er müsse drei oder vier Jahre alt gewesen sein, als er seine Mutter bat, ihm aus einem Märchenbuch vorzulesen, und von ihr zur Antwort bekam, dass sie jetzt keine Zeit habe. Daraufhin habe der kleine Junge begonnen, das Unterste nach oben zu wenden, habe in jeden Schrank gesehen, in jede Schublade. Er habe sich Raum für Raum vorgenommen und erst aufgehört, als seine Mutter dem Treiben nachdrücklich Einhalt geboten hätte, und auf ihre Frage, was er denn da bloß mache, habe der kleine Jakob gesagt: „Ich suche dir eine Zeit.“ Er habe sich auf die Suche nach etwas gemacht, was seine Mutter offensichtlich verloren hatte, und habe sich nach Art der Kinder auch nicht durch den Umstand hindern lassen, dass er gar nicht wusste, wie das aussah oder was das war, was er suchte.

Blieb nur noch nachzutragen, woher Jakob die Einzelheiten seiner Geschichte denn hatte, denn um eine Erinnerung konnte es sich wohl nicht handeln. Dies klärte sich aber auf und trug zum restlosen Mitgefühl von Marlene bei, indem Jakob erzählte, dass seine Mutter ihm mehrfach und immer bei Gelegenheiten, bei denen er sich ihrer Meinung nach „dumm angestellt“ hatte, mit dieser „Glanzleistung“ gekommen sei, bis er es absolut nicht mehr hören konnte. In letzter Zeit sei ihm die Sache öfters eingefallen und er könne heute nicht mehr finden, dass er sich dafür zu schämen hätte.

Gertrud sah nun die Reihe an sich gekommen und schon während Jakob und Marlene erzählt hatten, war ihr, wohl in Sorge, das vorgelegte Niveau nicht halten zu können, erst nach hektischem Suchen Frollein Becker eingefallen, ihres Zeichens Lehrerin der ersten Klassen in Niederberg und gesegnet mit einem gewaltigen Busen, dessen Herumgeschleppe alleine schon eine Lebensaufgabe sein mochte. Da es nicht Gertruds Art war, sich lange bitten zu lassen, legte sie ohne weiteres Zögern los und ihre Stimme, ein wenig lauter als die der Anderen, eben seit Jahren darauf justiert, sich dem Geschwätz der sich im Laden befindlichen Kundinnen vom Schlage einer Mirbach oder Herchenbach entgegenzustemmen, konnte überall im Lokal gut verstanden werden.

Die restlichen Gäste nahmen das dankbar zur Kenntnis, waren doch bislang wilde Verrenkungen und minutenlanges Anhalten der Luft erforderlich gewesen, wollte man ein klein wenig Anteil am pulsierenden Leben im allseits bekannten Laden, bei Licht betrachtet eigentlich eine öffentliche Einrichtung, haben.

Fräulein Becker, stämmige Person, war über die Jahre, in denen es eine Schmeichelei war, Fräulein geheißen zu werden, lange hinaus und selbst wenn man berücksichtigte, dass diese Bezeichnung damals im Lehramt zusätzlich tradiert war, war es für sie, die sie die obere Hälfte des Hunderter-Zahlenraumes illuminierte, eine unangenehme Karikatur ihres Standes, wenn sogar ehemalige Schüler, die die Schule schon Jahre ins Leben entlassen hatte, sie so ansprachen; das Fräulein war an ihr haften geblieben, wie ein klebriges Blatt.

Fräulein Becker, die eigentlich Erika hieß, nutzte für ihre privaten Einkäufe, wenn sie diese überhaupt in Niederberg tätigte, die an Publikum stark ausgedünnte Mittagszeit. Man hatte im Ort zur Kenntnis nehmen müssen, dass, ganz anders als bei ihrem Vorgänger Wellesberg, der sich im letzten Jahr seiner aktiven Tätigkeit endgültig totgesoffen hatte, es ihr kein Vergnügen bereitete, auf der Straße oder eben in Weltzens Laden auf die Mütter ihrer Zöglinge zu treffen und von denen mehr oder minder behutsam (Ja, saren se eens, wo isch se jrad sin, also dä Fränz ...) auf das Fortkommen der Kinder angesprochen zu werden. Da war Wellesberg wirklich aus gänzlich anderem Holz gewesen, bei ihm wussten die Leute, woran sie waren! Lehrer Wellesberg stand, wenn er denn nüchtern war, mit beiden Beinen auf der Erde. Er war zu jeder Zeit in der Lage, den besorgten Eltern verbindliche Auskunft zu geben. Handelte es sich beispielsweise um einen Jungen, so pflegte er zu sagen:

Meijnjott Frau Schmitz!

Dä Franz!

Un se kann extra wejeen dem Jong bei mich?

Watt enen Aufwand!

Für uus hätt dat ke Minsch jedon!

Un all hamme de Kurv kräje!

Nu, Frau Schmitz! Isch sare innen:

Drei Moond beim Barras und dat es enesuene Kää!

Und er ballte die Hand zur Faust, hob sie bis in Augenhöhe und spannte die Muskulatur. Enesuene Kää.

Handelte es sich um ein Mädchen, so wurde er noch differenzierter:

Frau Büllesbach, se kann jo bestimmp wäjen dem Franziska.

Also dat Franziska, dat Franziska ...

Frau Büllesbach, dat Franziska, dat Franziska, dat stisch uus all in de Täsch.

Un der Jong, der dat kresch!

Frau Büllesbach, isch saare wie et ess!

Der kann zefredde sin!

Und selbst wenn der kleine Franz gänzlich versagte, gab es bei ihm auch noch die Möglichkeit, mit einer Seite Speck oder, in sehr schweren Fällen, mit einer halben Sau die verfahrenen Dinge zu richten. Fräulein Becker aber verwies einen auf den Elternsprechtag und dann saß man vor dem großen Busen und der half auch nicht weiter.

Gertruds Geschichte aus dem Laden setzte hier ein, nach den vorstehenden, im Grunde überflüssigen Bemerkungen über Fräulein Becker, die ja jeder kannte; sie erzählte dann von der nach dem Krieg wieder in Mode gekommenen Vorliebe der Niederberger, den Heiligen Abend durch eine gebratene Gans zu verschönern und im Laufe der Jahre stieg mit der Konjunktur die Nachfrage nach immer schwereren Exemplaren, die auf dem heimischen Markt nicht beschafft werden konnten. Ja, es mussten schon großkalibrige Mastgänse sein, wollte man dem Nachbarn auf dem Weg zur Christmette imponieren. Und Zwischenstopp für das Geflügel auf dem Weg in die Niederberger Bräter war eine lange Holzbank im Laden, eigens, Jahr für Jahr, nur für diesen Zweck und immer am 23.12. aufgebaut. Und da lagen sie nun, Seit' an Seit', und der alte Weltz, mit seiner Begabung für's Praktische, hatte jeder Gans den Namen des Bestellers einfach mit Blaustift auf den Bauch geschrieben. So kam es, dass auf der größten Gans, die es je bis Niederbach geschafft hatte, den Gerüchten nach 9 $\frac{3}{4}$ kg schwer, „Frollein Becker“ gestanden hatte. Und bei aller Hektik am Tage vor Weihnachten und trotz meterhoher Schneewehen hatte es so eine Art Sensationstourismus gegeben, um das fette Tier mit eigenen Augen zu sehen. „Ich seh' mir eben noch Frollein Becker an“, war für einen Tag der Ulk gewesen und selbst Pfarrer Stein war sich nicht zu schade, mit gespielter Entrüstung und „mein Gott, die ist ja nackend! ...“, noch eins drauf zu setzen und damit die Adventszeit, sozusagen auch amtlich, für beendet zu erklären. Fräulein Becker aber hatte Wind von ihrer Gans bekommen und war nicht Willens gewesen, sich im Laden neben sie zu stellen und sich irgendwelchen Vergleichen auszusetzen.

So kam es, dass am Heiligen Abend, als mittags der Laden zugemacht werden sollte, alle Gänse, bis auf Fräulein Becker, den Weg in die Kochtöpfe gefunden hatten und der alte Weltz und Gertrud standen, nachdem der Laden aufgeräumt und geputzt war, ratlos vor dem Tier und warteten auf Eingebung. „Nach Weihnachten wird sie wohl schon riechen“, versuchte sich Gertrud, aber der Weltz hatte keine Antenne für solchen Humor. „Ich bring' das Vieh noch“, sagte er nur und dann wurde zugesperrt und jeder suchte sich seinen Weg durch Eis und Schnee unter den heimischen Tannenbaum.

Der weitere Verlauf des Tages wäre unbekannt geblieben, hätte nicht noch am selbigen Abend Weltzens Frau bei Gertrud angerufen und sich nach dem Verbleib ihres Mannes erkundigt.

Nun muss man wissen, dass auch ein Anruf bei Gertrud nicht ohne Dramatik zu Wege zu bringen war, da zu dieser Zeit weder Gertrud noch kaum sonst jemand einen eigenen Anschluss hatte, und so rief man „in der Nähe“ an und hoffte auf freundliche Unterstützung. Frau Weltz, durch lange Bettlägrigkeit etwas weltfremd geworden, hatte sich nun ausgerechnet den Hof von Maria Zentz, auch Zäntsmaria genannt, ausgesucht, wobei sie die vertrauliche Frage, wo ihr Mann denn stecke, ebensogut im Tageblatt hätte veröffentlichen können; nur bei Zäntsmaria ging das eben schneller! Denn sie hatte ja ein Telefon! Zäntsmaria fragte nach den Umständen und ihr Herz hüpfte bei dem Gefühl, noch im alten Jahr eine solche Rolle von Wichtigkeit übernehmen zu dürfen. Als sie dann bei Gertrud war und diese unvorsichtig Frau Becker involvierte, da gab es für Maria kein Halten mehr, und Gertrud hatte Mühe, mit ihr mitzuhalten, die, das grausige Wetter völlig ignorierend, wie ein lebendiger Schneeflug, auf dem Weg ins benachbarte Bruchhausen war, und nichts auf der Welt hätte sie dabei aufhalten können. „Wenn isch helfen kann, dann dohn isch dat“, hörte sie Gertrud manchmal schnaufen, wenn sich ihr eine Wehe, in völliger Ahnungslosigkeit, wer da kam, entgegenstellte.

Zwischenzeitlich war den Dreien aus dem Laden die ungeteilte Aufmerksamkeit des ganzen Lokals zugefallen und längst hatten die übrigen Gäste es aufgegeben, etwa durch fortwährendes Stieren in die falsche Richtung oder durch Aufrechterhalten läppischer Gespräche vorzutäuschen, Gertrud nicht zuzuhören. Diese bemerkte die Spannung unter den Gästen sehr wohl und bezog, als Geschichtenerzählerin von Fach, durch Blickkontakte in die hinteren Ränge, die dort sitzenden Chargen mit ein. Einzig Wirtin Billa hatte Konjunktur und arbeitete wie ein Pferd; sie schleppte massenhaft Pils vom Fass heran und fand daneben aber trotzdem noch Zeit, sich uneingeschränkt allen groben Verallgemeinerungen und derben Plattheiten, die die Akteure absonderten, anzuschließen und mit der Autorität ihres Standes laut für richtig zu befinden. Es handelt sich dabei zweifellos um jene berufsbedingte Deformation von Schankwirten, die diese sich durch jahrelanges Paratstehen, wenn Angetrunkene Publikum benötigen, geradezu zwangsläufig zuziehen.

Gertrud machte noch eine kleine, überaus geschickte Kunstpause, die die Aufmerksamkeit wieder bündeln sollte, und fuhr fort: So war es unvermeidlich, dass man etwa zu der Zeit, spät am Heiligen Abend, als auch in den anderen Häusern die Bescherung begann, vor dem Beckerschen Haus ankam und schon von weitem durch die großen Fenster des Hauses die Becker und den Weltz beim Tafeln sah, beide offensichtlich in bester Stimmung und schon ein wenig angeschlagen, der Schräglage nach zu urteilen. Frau Zentz, die ihr Gefühl, ein Verbrechen sei geschehen, jetzt bestätigt sah, starrte Gertrud verständnislos an, als die nun meinte, man könne sich jetzt zurückziehen, da sich alles aufgeklärt habe. „Näh“, sagte die bloß und stemmte

sich gegen die Klingel: „Nix is aufgeklärt, garnix!“ Und schneller, als erwartet, öffnete sich die Haustür und Erika Becker, im Festkleid mit gewaltigem Ausschnitt kam wie ein Rauschgoldengel angeflogen, allein sie hatte ein wenig Mühe bei der Landung und mehr noch damit, die ihr wohl bekannten Gesichter zuzuordnen; von drinnen aber sang Weltz Weihnachtslieder, ohne Gnade allesamt im 4/4-Takt ...

Und dann hatte Fräulein Becker sie ins Haus gebeten, schließlich war es kalt und unfreundlich an jenem Abend und schnell waren sie in der guten Stube. Allen voran Maria Zentz, das Verwerfliche in sich aufsaugend, dann Gertrud, die versuchte, den immer noch singenden Weltz an seine Frau zu erinnern, was ihr wohl auch gelang, denn dieser war plötzlich ganz ruhig und sagte nur: „Mann, ist mir schlecht!“. Dann mahnte er, „endlich“ aufzubrechen und trotz Protesten der Becker, der „Hahn sei jetzt endlich gar“, lehnte er es ab, zu bleiben, und alles zog die Mäntel an und bald darauf habe die Becker mit ihrer Riesengans alleine da gesessen und niemand im Dorfe wisse, was sie damit gemacht habe ...

Auf dem Rückweg, natürlich zu Fuß, sei kein Wort gesprochen worden, ergänzte Gertrud, mit einer Ausnahme allerdings: Als sie eine Viertelstunde gegangen seien, da habe der Weltz gekeucht und nach Luft geschnappt und um eine Pause gebeten. Doch die Zentz habe nur verächtlich geschnauft und dabei gesagt: „Joh, äver öm dat fette Feeh öröm danze!“, dabei offenlassend, wen sie damit eigentlich meinte, und dann sei sie weitergegangen und ohne Gruß in der Nacht verschwunden.

Blieb noch nachzutragen, dass die Gans von Fräulein Becker im Verein mit Weltzens Frau, die noch weniger Humor zu haben schien als ihr Mann, zur Folge hatte, dass im Interesse des häuslichen Friedens, Weltz den Laden ein wenig früher als eigentlich vorgesehen aufgeben musste, offensichtlich um irgendwelchen Versuchungen, für die er trotz oder gerade wegen seines Alters empfänglich war, aus dem Wege zu gehen.

Anna Elisabeth Schwüppe **Vor Ort erzählt**

„Eine Büchergeschichte“ für die Bücherstube Bad Godesberg

In den achtziger Jahren hatte eine Reise mein Augenmerk auf die polnische Literatur gelenkt. Zum ersten Mal hörte ich von dem polnischen Nationalepos „Pan Tadeusz“ (zu Deutsch „Der Herr Tadeusz“) des romantischen Dichters Adam Mickiewicz (1798-1855), das bis heute in Polen noch bekannter ist als in Deutschland Goethes „Faust“. Denn jedes Kind lernt in der Schule die ersten Verse auswendig, die beginnen mit den Worten: „Litauen! Du mein Vaterland!“.

Ich wollte das Buch lesen, ich wollte es besitzen. Aber es war längst vergriffen; eine Neuauflage nicht in Sicht. Die Buchhändler zuckten die Schultern: „Mickiewicz? Pan Tadeusz? Nie gesehen.“ Dennoch gab ich die Suche nicht auf. Wann immer ich in eine Buchhandlung, einen Remittenten-Laden, ein Antiquariat geriet, immer fragte ich: „Haben Sie den Pan Tadeusz?“.

Im Herbst 1989 – Kathrinchen, mein erstes Enkelkind, war gerade drei Jahre alt geworden – machten Großmutter und Enkelin einen Ausflug in die Stadt Bad Godesberg. Auf dem Programm stand nicht nur der Besuch einer Eisdiele, sondern natürlich auch (oh, diese pädagogischen Großmütter!) der Kauf eines neuen Buches.

Damals gab es einen Remittenten-Buchladen am Theaterplatz, unweit des Kaufhauses Hertie. Gemütlich war es hier. Wir waren die einzigen Kunden. Ungestört konnten wir zwischen den Bilderbüchern stöbern, die im hinteren Teil des Ladens aufgestapelt waren. In der Mitte des Raumes stand ein runder, mit Büchern bedeckter Tisch, an dem zwei schwarzgekleidete Herren schwarzen Kaffee tranken, Zigaretten rauchten und sich intensiv über Literarisches unterhielten. Bücherfreunde, Literatur-Experten.

Kathrinchen und ich waren derweil fündig geworden und stellten uns mit unserer Beute an den Kassentisch, der neben der Eingangstür stand. Nach einiger Zeit erhob sich der jüngere der beiden Herren und erklärte sich bereit, unser Geld entgegenzunehmen. Und wieder sagte ich mein Sprüchlein auf: „Haben Sie vielleicht den Pan Tadeusz von Adam Mickiewicz?“

Der junge Mann wunderte sich nicht über meine Frage. Der Titel schien ihm nicht fremd zu sein. Das war schon etwas Besonderes. Aber er hatte das Buch nicht, natürlich hatte er es nicht. Doch er versprach, auf der Frankfurter Buchmesse – die ja in ein paar Wochen beginnen würde – danach Ausschau zu halten. Vielleicht erschiene

ja einmal eine neue Übersetzung. Erfreut gab ich ihm meine Visitenkarte; denn er versprach, mich anzurufen. Natürlich hat er nicht angerufen.

Das Jahr 1989 ging zu Ende, und die Familie machte sich Sorgen um die 88-jährige Urgroßmutter, die im Ruhrgebiet lebte. Meine jüngste Tochter und ich beschloßen, den Silvester-Abend und den Neujahrstag mit ihr zu verbringen. So machten wir uns gegen Abend auf den Weg ... und stellten fest, dass wir nicht mehr genug Benzin im Tank hatten. Würden wir jetzt noch eine geöffnete Tankstelle finden?

In der Nähe des Godesberger Bahnhofs gab es damals eine kleine Aral-Tankstelle. Die war unser erstes Ziel. Und wir stellten erleichtert fest, dass sie noch geöffnet war. Also fuhr ich an die Zapfsäule, um zu tanken. Aber die Zapfsäule rückte keinen Tropfen Benzin heraus. War sie defekt? Aufgeregt lief ich in das Kassenhäuschen, um mich ein bisschen zu beschweren. Der Tankwart gab dem letzten Kunden in Ruhe das Wechselgeld heraus und erklärte mir dann freundlich, es sei schon spät, er hätte die Zapfsäule abgeschaltet und wollte jetzt Feierabend machen. Schließlich sei heute Silvester.

Ich widersprach nicht. Der Mann hatte Recht. Im Geiste überschlug ich den noch vorhandenen Benzinvorrat in meinem Auto und schätzte, dass ich es schaffen würde, damit bis zur nächsten Autobahn-Tankstelle zu kommen. Also wünschte ich dem Mann ein gutes Neues Jahr und wandte mich zum Gehen.

Ich hatte eben die Tür erreicht, da erscholl hinter meinem Rücken eine Männerstimme: „Einen Moment mal, bitte! Sie sind doch die Wissenschaftlerin, die den Pan Tadeusz sucht! Ich habe Sie an der Stimme erkannt. Ich habe mal im Keller gesucht und ein Exemplar gefunden. Das habe ich in den Buchladen gebracht; aber dort war Ihre Adresse nicht mehr. Wenn Sie das Buch noch haben wollen, dann gehen Sie hin und holen es ab und geben mir 25 Mark.“

Die „Wissenschaftlerin“ stellte ich nicht richtig; denn vor lauter Überraschung und Freude konnte ich kaum sprechen. Der Mann stellte sich vor: ein ehemaliger Deutschlehrer, bekannt als großer Bücherfreund. Er war es, der mit dem Buchhändler Kaffee getrunken hatte, damals, als ich mit Kathrinchen Bilderbücher kaufte. Er hatte mitgehört, was ich über Mickiewicz sagte.

Und so ist „Pan Tadeusz“ bei mir eingezogen, macht sich in meinem Bücherschrank breit und erfreut mich mit köstlichen Geschichten von tapferen, trinkfesten, bramar-basierenden, vaterlandsliebenden Helden und ihren schönen Frauen: nachgedichtet von Hermann Buddensieg und mit Federzeichnungen von Antoni Uniechowski liebevoll illustriert, 1963 erschienen im Eidos-Verlag, München. Eine Kostbarkeit, für die ich unendlich dankbar bin!

Ekkehard Jaensch

Die Türschwelle

In Bad Godesberg bewohnt die Familie NN (wir wollen die Ehre der Familie, die seit Jahrhunderten Vermögen aufgehäuft hat und heute noch still und unauffällig verwaltet, nicht antasten) ein herrschaftliches Gebäude. Eines lieben Tages bemerkte der Hausherr, dass die Türschwelle aus rechtsrheinischem Sandstein doch deutlich abgelaufen war und dringend der Erneuerung bedurfte. Also wurde vom Steinmetz ein Angebot eingeholt; denn dieser sollte die alte Schwelle gegen eine art- und zeichnungsgleiche neue Stufe austauschen. Das Angebot ließ lange auf sich warten und als es dann kam, schien dem Hausherrn der Preis doch ein wenig zu hoch zu sein. Er rief den Steinmetz zu sich und versuchte, den Preis herunter zu handeln. Doch das war mit dem Handwerksmeister nicht möglich. Da kam im letzten Augenblick dem Hausherrn die rettende Idee: Drehen wir die Schwelle doch einfach um! Gesagt, getan! Der sparsame Hausherr staunte nicht schlecht: Einer seiner Vorfahren hatte diese Idee schon einmal gehabt!

Eleni Katsoni

Die Kastanie

Sie fiel ganz langsam, aber doch recht schnell für ihre Größe von einem der großen Kastanienbäume hinunter. Sie streifte noch kurz ein paar grüne, sich ausstreckende Blätter, fiel parallel zum Baumstamm und landete dann auf dem Boden, wobei ihre Schale mit den grünen Zacken aufplatzte. Das Ganze geschah sehr früh, gegen 7.30 Uhr.

Einige Minuten danach fuhr mein Vater mit einem Taxi durch die Bonner Stadt und wollte nach Bad Godesberg. Ein wenig früher, wahrscheinlich, als sich auch die kleine Kastanie vom Baum löste, begann ich im Waldkrankenhaus an der frischen Luft zu leben. Währenddessen stand mein Vater mit dem Taxi an vielen roten Ampeln. Aber dann irgendwann kam er. Ich hatte viele Haare auf dem Kopf und ich wurde in die Luft gehoben, in den Arm genommen und dann neben einem kleinen charmanten blonden Jungen in einen Brutkasten gelegt, um meine Gelbsucht zu kurieren.

Die kleine Kastanie wiederum lag sehr alleine auf dem Boden. Durch den kleinen Schlitz der Schale konnte sie gar nicht so viel von der Welt sehen. Sie sah ein wenig

Grün und – huch – als sie von einem Fuß ein wenig durch die Gegend getreten wurde, sah sie auch das Braun des Bodens, ein wenig Blau vom Himmel und sie meinte, sie hätte sogar ein Schloss gesehen. Aber jetzt lag sie erstmal im Rasen. Kühl war es noch ein wenig und kaum eine Kastanie leistete ihr Gesellschaft. Es war zu früh – im September.

Ein paar Jahre später streckte sich meine kleine Hand nach dieser einen Kastanie. Das piekste ganz schön und ich öffnete sie, um die glatte Haut der braunen Kastanie zu befühlen. Ich steckte sie in meine Tasche und sah noch mehr von diesen Kastanien. Es waren ganz viele, sie waren alle so braun wie meine Haare, manche dunkler, manche ganz schön platt. Ich hob sie auf und steckte sie in meine Hosentaschen und als die voll waren, da steckte ich sie in meinen Tornister. Ich öffnete die Verschlüsse und ließ eine Kastanie nach der anderen zwischen meine Schulhefte gleiten. Dann schloss ich den Tornister und ließ die Kastanien in der Dunkelheit schlafen, während ich schwer beladen nach Hause wankte. Manchmal hopste ich ein bisschen, aber nur, wenn mich keiner sah. Einmal erwischte mich Benjamin, der Nachbarsjunge, dabei. Ich hopste einfach so weiter, als wäre nichts gewesen. Hopsen ist peinlich, dachte ich mir hinterher. Aber Glückskastanien sind magisch.

Ich sammelte die Kastanien genauso wie die Lavasteine aus der Eifel und so wie den guten Poppelsdorfer Schnee, den ich in unserer Tiefkühltruhe lagerte. „Wann bist Du denn geboren?“, fragten mich einige. „Wenn die Äpfel reif sind und die Kastanien fallen“, antwortete ich und schaute mich nach einem hübschen Jungen um, der blond war und damals im September Gelbsucht gehabt hatte. Ich fragte viele: „Wann bist Du geboren und wo?“ Doch sie kamen nicht aus Bonn oder sie waren jünger und manchmal fiel mir auf, dass sie gar nicht blond waren.

Egal. Ich küsste dann trotzdem einen von ihnen. Am liebsten unter den Kastanien, die sich unterhielten, als könnten sich ihre Blüten Gedichte erzählen. Doch vorbei die schönen Worte, das schöne Leben, das mit Gelbsucht begann. Am Tag meines Liebeskummers kam die Made. Und die Made fraß von der Seele alles, ließ die Blüten zerfallen, die Blätter welken, den Boden stinken. Die böse Made! Es regnete, die Sonne schien. Ich zog aus der Stadt.

Mit meinem kleinen Rollkoffer ging ich manchmal wieder einen ganzen Kilometer vom Bahnhof bis zum Schloss. Und wenn ich zwischen meinen Füßen eine Kastanie entdeckte, dann steckte ich sie ein und legte sie zu Hause angekommen bei meinen Eltern auf die Kommode. Sie wurden alt und schrumpelig und meine Mutter legte sie mir in das alte Kinderzimmer. Meine Glückskastanien.

Nie zerstach ich eine magische Kastanie, die vom Baum gefallen war. Ich steckte keine Zahnstocher in sie und gab sie nie zu Haribo. Ich schützte sie in Glasbehältern, Blumentöpfen und Plastiktüten. Ich dachte oft an sie und wenn ich einen alten

Freund sah, dann setzten wir uns auf eine der weißen Bänke unter den Kastanienbäumen, aßen Pizza und erzählten von den Städten, in denen wir lebten, in denen es keine Kastanienalleen und Schlösser gab. Doch keiner konnte es mir verraten: Wer warst Du, hübscher blonder Junge, der Du neben mir lagst, an dem Tag, an dem die Kastanie fiel?

Karin Ulrich

Weißer Mäuse, bunte Fähnchen und Schwarz

Weißer Mäuse haben bei Weitem nichts mit einer grauen Maus zu tun, die sich hinter allem schüchtern versteckt.

Bis wir Anfang der 50er Jahre nach Bonn kamen, kannten wir Kinder weißer Mäuse lediglich aus einer Tierhandlung oder aus „Brehms Tierleben“. Nun aber diese Weißen Mäuse: schicke junge Männer auf blank geputzten, starken Motorrädern!!! Sie eskortierten einen Staatsgast von der jeweiligen Residenz seines Landes zum Präsidenten-Palais, wo Gast und Gastgeber dann, immer trockenen Fußes, den roten Teppich betraten.

Der erste der zahlreichen Staatsgäste in Bonn war 1954 Kaiser Haile Selassie aus Äthiopien, zu der Zeit einer von nur vier Kaisern weltweit. In den Vorbereitungen zu diesem Staatsbesuch hieß es: „Wir sagen uns, wir haben heutzutage Flüchtlinge, es gibt noch große Not in Deutschland, man würde es weder in Deutschland noch im Auslande verstehen, wenn wir einen zu großen Luxus entwickeln. Es kommt uns darauf an, dass der Kaiser von Äthiopien sich bei uns recht wohl fühlen möge.“

So Hans von Herwarth, der Protokollchef der Bundesregierung. Für rote Teppiche, einen Baldachin am Bahnhof und einige Zirkus-Elefanten und Kamele am Rheinufer reichte es aber doch. Haile Selassie traf Präsident Heuss und Kanzler Adenauer, Parlamentarier und Industrielle, besichtigte Universitäten, Pferdegestüte und Krankenhäuser und gab auf dem Petersberg eine Pressekonferenz. Die Journalisten durften dem Kaiser Fragen zur aktuellen Politik stellen. (Zitiert aus Deutschlandfunk: Kalenderblatt, 10.11.2004 Schanett Riller: Vor 50 Jahren wurde in Bonn der erste Staatsgast empfangen ...)

Fürwahr ein zeitgeschichtliches Dokument. Viele Staatsbesuche folgten, an denen wir als Schüler, mit bunten Fähnchen winkend, am Straßenrand stehend, zuerst die Weißen Mäuse, dann die Monarchen und Präsidenten jubelten. Der Jubel galt

nicht nur ihnen, die man ja nur auf der Straße sehen konnte, also „live“ oder gar nicht, denn es gab ja noch kein Fernsehen. Der Jubel galt für uns Schüler auch dem einen Tag schulfrei, den wir den Staatsgästen verdankten.

So begrüßten wir 1955 den Schah von Persien mit Kaiserin Soraya, einer Ikone in dieser Zeit. Mit deutsch-persischen Fähnchen säumten wir wild winkend die Straßen.

1959 war es der amerikanische Präsident Eisenhower, dem wir mit deutsch-amerikanischen Fähnchen zujubelten, auf denen geschrieben stand: „I like Ike“. Nett, einen Präsidenten beim Spitznamen nennen zu dürfen, und das ganz offiziell! Ob er das gelesen hat beim schnellen Vorbeifahren? Wohl kaum! Aber das bunte Winken tausender Kinder wird ihn wohl erfreut haben.

Der 13. August 1961 war ein schwarzer Tag für Berlin, Bonn und die gesamte Bundesrepublik. „Zweigeteilt, niemals!“, hörte man hoffnungsvolle Stimmen rufen, während die Mauer immer höher gebaut und der Todesstreifen immer unüberwindlicher wurde.

So hat der Staatsbesuch von J. F. Kennedy und seiner Frau Jacky, sie ebenfalls modetrendsetting, alle mit großer Hoffnung erfüllt. Wieder ein Meer von bunten, deutsch-amerikanischen Fähnchen in den Händen jubelnder, schulbefreiter Kinder und vieler Erwachsener, die sich kräftig mitfreuten. Wir wussten, dass die Weißen Mäuse den Weg in die so genannte „Ami-Siedlung“ nehmen würden, denn dort sollte Kennedy eine Rede zu seinen Landsleuten im „Movie-Theater“ halten, einem von uns sehr begehrten Ort, weil man dort schon damals während eines Films Chips knabbern und Cola schlürfen durfte. Wir, also eine Gruppe von Teenagern, damals nannte man uns noch „Halbstarke“ und „Backfische“, wussten auch, dass Kennedy den Hintereingang ins Kino benutzen würde. Also, nichts wie hin! Und, keiner wollte es mir hinterher glauben, der nicht dabei war, Kennedy hat mir persönlich, mir kleinem Persönchen, die Hand geschüttelt! Ich war natürlich hin und weg, war der Star unter den Backfischen, und jeder und jede wollte mir hinterher auch die Hand geben!

Meine Freude war riesengroß, hatte ich doch sowieso schon längst ein Plakat, heute nennt man es Poster, von dem adretten Präsidenten über meinem Bett hängen. Die Freude der ganzen Nation war unvergesslich, als am nächsten Tag Kennedy in Berlin sagte: „Ich bin ein Berliner.“ Umso mehr dann ein schwarzer Tag, als die Nachricht von der Ermordung Kennedys um die Welt ging.

Den Staatsbesuch der Queen empfanden wir damals als besonders schön. Sie wurde in Bonn ähnlich frenetisch bejubelt wie jetzt bei ihrem Thronjubiläum in London. Wieder flatterten tausende bunte Fähnchen, tausende Union Jacks und schwarz-rot-goldene Papierfähnchen in der Luft. Wir stellten uns in Plittersdorf an den Verteilerkreis, den es heute nicht mehr gibt, der aber nach 50 Jahren erneut in der städtebaulichen Planung vorgesehen ist („times they are a changing“!). Wir

stellten uns also an den Verteilerkreis, weil wir wussten, dass die Weißen Mäuse dort langsamer durch das bunte Fähnchen schwingende Spalier von Zuschauern fahren würden. Wir sahen also die Queen, wir haben sie „live“ gesehen. Eigentlich sahen wir mehr von ihrem Hut als von ihrem Gesicht, aber zugewinkt hat sie uns jedenfalls. Manche von uns waren sehr enttäuscht, dass sie keine Krone trug!

Einen „Staatsempfang“ ganz anderer Art gab es in Plittersdorf, als 1964 und 1968 die Kanutin Roswitha Esser Gold von der Olympiade mit „nach Hause“ brachte. Schützenvereine hatten das ganze Dorf mit langen, schweren Fahnen geschmückt wie sonst nur zu den höchsten Feiertagen, bunte Wimpel waren über die Straßen gespannt. Klatschende Menschen säumten dicht gedrängt die Straßen und reckten die Hälse, als die Olympionikin vom Kanu-Club am Rhein zu ihrem Elternhaus in Plittersdorf eskortiert oder sogar getragen wurde. Ein „lokaler Staatsakt“ also, der manchen Jugendlichen dazu veranlasste, von einer Olympia-Beteiligung zu träumen.

Im April 1967 wieder schulfrei zum Spalierstehen. Keine Fähnchen, bitte dezent Kleidung und absolute Ruhe. Konrad Adenauers letzte Fahrt auf dem Rhein. Der Sarkophag wurde auf dem Schiff von Adenauers Wohnort Rhöndorf nach Bonn bzw. Köln gebracht. Vier Boote eskortierten das Schiff. Schwarz und still war die Stimmung. Stumm standen wir Schüler am Ufer Spalier.

Auch ohne Staatsbesuche und Weiße Mäuse und rote Teppiche konnte Bonn jubeln und seine großen Fahnen wehen lassen, als das geteilte Deutschland wieder vereinigt wurde. Freude stand allen im Gesicht, und man bekannte wieder Farbe zur Fahne.

Noch einige Staatsbesuche in Bonn, bis an einem für Bonn schwarzen Freitag, 20. Juni 1991, die knappe Entscheidung gegen Bonn für Berlin als Bundeshauptstadt des vereinten Deutschlands fiel. Viele traurige Gesichter und deprimierte Stimmung vielerorts in dem zur „Bundesstadt“ umbenannten Bonn.

Aus der Traum von Fähnchen schwingender Freudestimmung? Nein, es war halt eine schöne Jugendwirklichkeit voller Weltoffenheit und Freude. Und nun? Wir hoffen auf rosa Zeiten.

Ob die gelbe Post oder die sonnenhelle SolarWorld uns diese bescheren? Sicher auch die UN mit dem bunten Reigen der Nationen. Oder wird uns Bonns Beethoven den Marsch blasen aus einer möglichen Lethargie mit seiner „Ode an die Freude“, die der Chor der UN so überzeugend singt? Wer weiß, wofür bald wieder bunte Fähnchen wehen?

Bernadette Lützler

Herr Mayerling und das Wiener Kaffeehaus

Lange war ich nicht mehr in der Stadt gewesen, zu hektisch war der Alltag. Jetzt wollte ich mir endlich mal wieder etwas Gutes gönnen. In der Stadt hatte ein neues Wiener Kaffeehaus eröffnet. Von außen sah es sehr schön aus, aber von innen kannte ich es noch nicht. Nobel sah es aus, aber die Preise, die ich auf der Außentafel las, waren akzeptabel. Ich fand einen Tisch in einer Ecke, von wo aus ich den schönen Raum und die Gäste im Blick hatte. Es war gut besucht, dieses neue Kaffeehaus, erwartungsgemäß fanden sich hier viele ältere Herrschaften ein, aber auch ein paar jüngere Frauen oder Mütter mit ihren Töchtern sah ich.

Ich saß noch nicht lange, meine Wiener Melange war noch zu heiß zum Trinken, da trat ein Herr an meinen Tisch und fragte, ob er Platz nehmen dürfe. Ich sah hoch, nickte und wies auf den freien Stuhl. Dieser Herr war wirklich ein Herr, er passte in dieses Wiener Ambiente. Trotz der Hitze, wir waren mitten im Sommer, trug er einen grauen Anzug mit weißem Hemd und Stehkragen und einem passenden Hut, den er jetzt abnahm, sich leicht verbeugte und den Hut dann an den Kleiderhaken hängte. Er ließ sein Jackett an, öffnete nur den unteren Knopf und zog die Hosenbeine hoch, ehe er mit einer weiteren Verbeugung Platz nahm. Gehörte dieser antiquierte Mensch zur Einrichtung und leistete alleinspeisenden Damen Gesellschaft? Ich schmunzelte bei diesem Gedanken.

„Darf ich mich vorstellen?“ erfüllte in diesem Moment der Herr meine Erwartungen. „Mayerling, Karl-Hubert Mayerling.“ Und wieder verbeugte er sich leicht und führte seine Hand zum hutlosen Kopf.

„Guten Tag“, sagte ich ein wenig reserviert. Und schwieg. Ich würde doch einem Wildfremden nicht meinen Namen nennen. Ein falscher Name hätte es ja auch getan, dachte ich sogleich. Damit wäre ich höflicher erschienen. Chance vertan. Ich schwieg also weiter und widmete mich den gebratenen Knödeln mit Bergkäse überbacken. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich Herrn Mayerling. Er studierte die schön gestaltete Speisekarte und wählte schließlich den Kaiserschmarrn und einen Fiaker, was immer das auch sein mochte. Ich genoss mein Essen, der Herr betrachtete aufmerksam das Lokal und ich beobachtete ihn heimlich. Er war einfach zu besonders.

„Ihr Essen scheint zu schmecken“, begann er erneut ein Gespräch. Er war bestimmt einsam und suchte auf diese Weise etwas Gesellschaft und Abwechslung.

„Ja, danke“, antwortete ich knapp. Ich war mir immer noch nicht sicher, was ich von ihm halten sollte. Endlich kam auch sein Essen. Sah gut aus.

Der Herr aß mit gutem Appetit, aber auch mit guten Manieren. Nach jedem

Bissen legte er sein Besteck zur Seite und betupfte sich die Lippen mit der Serviette. Dazwischen nahm er hin und wieder einen Schluck von seinem Fiaker oder vom stillen Wasser, welches dazu gereicht worden war. Ich musste ihn wohl zu interessiert angeschaut haben, denn er legte wieder das Besteck zur Seite, betupfte die Lippen und lächelte mir zu.

„Sehen Sie“, er deutete auf sein Besteck, „das ist ein alter Trick. Wenn ich nach jedem Bissen das Besteck zur Seite lege und es erst wieder aufnehme, wenn der letzte Bissen gut gekaut und heruntergeschluckt ist, esse ich langsamer und nehme nicht zu, auch wenn ich so süße Leckereien esse. Das hat mir einmal ein Priester gesagt. Ja, ein Priester. Die werden wohl so verwöhnt mit Essen, dass sie sich diese Methode aneignen, um noch in ihre Talare zu passen.“

Ey, der Typ hatte ja Humor. Ich lachte ihn jetzt herzlich an. „Dann sollte ich mir diese Essmethode wohl auch aneignen“, sagte ich, immer noch lachend und fuhr automatisch mit der Hand an meine dezenten Speckröllchen in der Taille.

„Aber Madame, das haben Sie doch gar nicht nötig“, und er wollte schon wieder den Hut lüpfen. Flirtete der etwa mit mir? Oder nannte man das charmant?

Ich schaute mir mein Tischgegenüber jetzt noch aufmerksamer an. Er schien ein sehr angenehmer Herr zu sein. Er hatte graue Augen, schon ein wenig wässrig. Seine Gesichtszüge konnte man aristokratisch nennen. Hohe Wangenknochen, eine leicht gebogene Nase, feine Lippen, nicht zu dünn und nicht zu voll. Groß war er, das hatte ich gesehen. Und schlank. Seine Besteck-Wegleg-Methode schien Erfolg zu haben. Wir nahmen beide unser Essen wieder auf. Und schwiegen eine Weile, in der wir diese wirklich guten Gerichte genossen.

„Ist es nicht schön, auch außerhalb Österreichs so ein stilvolles Wiener Kaffeehaus zu finden?“, nahm er unser Gespräch wieder auf. „Ich konnte es erst gar nicht glauben.“

„Sind Sie Österreicher?“, fragte ich.

„Nein, aber ich habe lange in Wien gelebt. Wegen meines Berufs.“ Und wieder nahm er einen Bissen seines Kaiserschmarrns mit Pflaumen. Er kaute bedächtig, schluckte den Bissen hinunter und sprach dann erst weiter: „Ich berate Kultureinrichtungen und habe in diesem Beruf viele Jahre in Wien gearbeitet, und die Kaffeehäuser dort immer sehr genossen. – Jetzt bin ich pensioniert und es hat mich hierher verschlagen. Meine Frau ist hier geboren. Aber zusammen haben wir hier nie gelebt.“

„Aber jetzt leben Sie doch hier?“, bemerkte ich. Es war keine nur höfliche Frage, sein Leben interessierte mich jetzt wirklich. Die ältere Generation hatte oft so viel erlebt und konnte sich so gepflegt ausdrücken.

„Meine Frau ist leider vor einigen Monaten gestorben. Und ich fühle mich jetzt hier ziemlich verloren. Ich kenne mich gar nicht aus. Darum ist dieses Kaffeehaus ein Stück Heimat für mich.“

„Wo kommen Sie denn ursprünglich her?“

„Durch meinen Beruf hatte ich keine richtige Heimat. Meine Frau und ich sind alle zwei oder drei Jahren umgezogen. Wir waren eigentlich nur miteinander zu Hause, einen großen Freundeskreis konnten wir nicht aufbauen und Kinder haben wir auch keine. Und jetzt, seit meine Frau mich verlassen hat, wollte ich zu ihren Wurzeln zurückkehren, dorthin, wo sie geboren wurde, und mich ihr so näher fühlen.“

Ich musste ihn wohl sehr mitleidig angesehen haben, denn er erklärte: „Nein, nein, ich habe ihren Tod überwunden. Ich trauere zwar immer noch, aber so ist das Leben. Dem Tod kann sich niemand entziehen. Wir alle erfüllen unser Schicksal, sobald wir geboren werden.“

Ein Philosoph auch noch, schoss es mir durch den Kopf. Unser Essen hatten wir beendet, wir verlangten beide nach der Rechnung.

„Bitte“, sagte er. „machen Sie mir die Freude und lassen Sie mich die Rechnung begleichen. Nein, keine Widerrede. Es war so angenehm für mich, dass Sie mir Gesellschaft geleistet haben. Bitte, so kann ich mich ein wenig revanchieren.“

„Was haben Sie bisher von dieser Stadt gesehen?“, fragte ich statt einer Antwort.

„So gut wie nichts. Ich bin erst vor gut einem Monat hierher gezogen. Ich wohne in der Südstadt und esse immer hier im Zentrum. Mehr kenne ich eigentlich nicht.“

„Waren Sie schon einmal in der Münsterkirche?“

„Nein. Ich kenne Sie nur von außen. Eine sehr schöne Kirche.“

„Als Dankeschön für die Einladung gehen wir jetzt gemeinsam hin und zünden eine Kerze für Ihre Frau an. Sie werden sehen, das tut gut und verbindet Sie mit dieser Stadt.“

So begann unsere ungewöhnliche Freundschaft.

Wir genossen die Atmosphäre, die Ruhe und nicht zuletzt auch die Kühle des Münsters. Am Marienbild zündete Herr Mayerling eine Kerze für seine Frau an, ich eine Kerze für meine viel zu früh verstorbene Freundin. Ich war ganz versunken in meine Trauer. Herr Mayerling nahm behutsam meinen Arm.

„Geht es wieder?“, fragte er leise.

„Oh, Entschuldigung. Ich wollte doch Sie trösten.“

„Mich brauchen Sie nicht zu trösten. Wenn man alt ist, geht man mit dem Tod natürlicher um. Schließlich muss man jeden Tag mit ihm rechnen. – Aber wenn man so jung ist wie Sie, dann sind dem Tod noch viele Schrecken inne. Kommen Sie, erzählen Sie mir von Ihrer Trauer.“

Wir gingen hinüber zum Kreuzgang und ich schüttete ihm mein Herz aus. Erzählte ihm von meiner Freundin, von ihrer Krankheit, von ihrem langsamen Tod. Es tat gut, mit jemandem über sie sprechen zu können. Langsam wurde es spät, ich musste nach Hause. Ich gab Herrn Mayerling meine Telefonnummer.

„Ich rufe Sie an“, sagte er zum Abschied. Wir schüttelten uns kultiviert die Hände. Zwei Tage später rief er an, kurz nach Mittag.

„Was machen Sie gerade? Haben Sie Zeit, mir wieder ein wenig unsere schöne Stadt zu zeigen?“

Mein Mann arbeitete immer lange, die Kinder waren aus dem Haus. Ich hatte Zeit.

„Gerne. Wo treffen wir uns?“

„Im Wiener Kaffeehaus. Zum verspäteten Frühstück?“, schlug er vor.

„Bis ich da bin, gibt es kein Frühstück mehr“, wandte ich ein.

„Das Besondere an diesen Kaffeehäusern ist, dass man dort den Individualisten schätzt, und berücksichtigt, dass es Früh- und Spätaufsteher gibt. Man kann dort zu jeder Zeit frühstücken.“

„Das ist genau richtig für mich. Ich bin Spätaufsteherin, wenn man mich lässt.“

„Abgemacht“, kam seine Stimme aus dem Hörer. „In einer Stunde? Oder brauchen Sie länger für die Fahrt?“

„Nein, das passt schon“, beeilte ich mich zu antworten. Ich freute mich auf ein Wiedersehen.

Das Frühstück war reichhaltig, die Unterhaltung gewohnt angenehm. Herr Mayerling trug wieder, trotz der Hitze, einen Anzug. Schwitzte der nicht? Aber so war sie, die alte Garde.

„Und, was machen wir jetzt?“, fragte er schließlich.

„Kennen Sie den Alten Zoll?“, schlug ich vor.

„Alter Zoll, nein, was ist das?“

Die historischen Gründe kannte ich nicht, aber die Örtlichkeit war mir vertraut.

„Los, auf, ich zeig`s Ihnen!“

Herr Mayerling hatte wieder darauf bestanden, die Rechnung zu bezahlen. Ich sträubte mich nicht, er hatte wohl eine gute Pension, und wir waren laufend im Minus.

Wir durchquerten die Stadt und die Hitze und erfreuten uns an den ausladenden Bäumen, die auf dem Alten Zoll Schatten spendeten. Der Alte Zoll ist ein Plateau, direkt am Rhein gelegen. Von dort hat man einen herrlichen Blick auf den Rhein und den Drachenfels. Auf dem großen Platz steht eine alte Kanone. Ob diese eine historische Bedeutung hat, ahne ich nur, weiß es aber nicht. Als kleines Kind war ich oft hier gewesen. Im Sonntagskleid, mit weißen Kniestrümpfen und Lackschuhen. Sicherlich hatte mein Opa mir erklärt, wieso dieser Platz eine besondere Bedeutung hatte, aber ich hatte nicht richtig hingehört. Lieber kletterte ich auf der Kanone herum, sehr zum Leidwesen meiner Mutter, die um die Sauberkeit meiner Kleidung besorgt war. Das alles erzählte ich auch Herrn Mayerling. Er sollte diesen Ort mit etwas Persönlichem verbinden. Er sollte sich in dieser Stadt wohl fühlen.

Wir saßen auf der Mauer. Tief unter uns lag die Rheinpromenade.

„Herr Mayerling“, ich drehte mich zu ihm um. „Ich würde mich freuen, wenn Sie mich wieder anrufen würden. Leider muss ich jetzt nach Hause.“

„Ihr Mann wartet bestimmt auf Sie.“

„Ja“, antwortete ich. Obwohl eigentlich niemand auf mich wartete. Mein Mann arbeitete immer bis spät in die Nacht. Aber das brauchte mein Begleiter ja nicht zu wissen. Ich wollte jetzt einfach ein wenig Zeit für mich haben. Vielleicht hatte mich die Kindheitserinnerung in diese melancholische Stimmung versetzt.

„Wenn ich Sie wieder anrufen darf, bin ich sehr glücklich. Haben Sie schon eine Idee, was wir beim nächsten Treffen unternehmen?“

„Lassen Sie sich überraschen“, antwortete ich geheimnisvoll. Ich würde ihm die Arbeitsstelle meines Großvaters zeigen. Wir verabschiedeten uns wieder sehr höflich voneinander. Herr Mayerling zog seinen Hut.

Die nächsten Tage musste ich leider arbeiten und meinen neuen Freund trösten. Nach meiner Arbeit erledigte ich schnell die Einkäufe und die Hausarbeit, damit ich am Wochenende frei hatte. Mein Mann musste Überstunden machen und auch am Samstag arbeiten. Also war der Samstag für Herrn Mayerling reserviert.

Wir trafen uns am späten Vormittag in unserem Stamm-Kaffee zum Frühstück. Herr Mayerling erzählte aus seinem ereignisreichen Leben.

„Meiner Frau hat es nie so gut gefallen, wenn wir wieder einmal umziehen mussten“, erzählte er. „Aber ich war immer sehr gespannt auf meine neuen Einsatzorte. Wir blieben immer im deutschsprachigen Raum. Deutschland, Österreich, Schweiz und Südtirol. Südtirol hat mir besonders gut gefallen. Waren Sie schon einmal dort?“

„In Italien? Nein, noch nie.“

„Das sagen Sie aber nicht den Südtirolern. Sie möchten nicht gerne Italiener genannt werden. Sie fühlen sich mehr zu Österreich zugehörig. Und in der Tat erinnern die Menschen nicht sehr an Italiener. Auch das ganze Leben und die Umgebung ist mehr, wie wir es kennen. Erst ab Bozen wird es italienischer. Und ich muss leider sagen, auch schmutziger. Wir lebten einige Jahre in einem Dorf nahe Meran. Wunderbar, sage ich Ihnen. Die Blumen, das Klima, die freundlichen Menschen. Dort habe ich mich wohl gefühlt. Meine Frau leider nicht so. Es war immer Bedingung bei meinen neuen Verträgen, dass ich feste Arbeitszeiten hatte. Und nur sechs Stunden pro Tag außer Haus war. Ich wollte meine Frau in der Fremde nicht so lange alleine lassen. Sie hatte ja keine Kollegen, an die sie sich halten konnte. Aber dennoch fühlte sie sich in Südtirol nicht wohl. Großstädte wie Wien und Genf gefielen ihr besser. Da hatte sie wohl mehr Abwechslung.“ Herr Mayerling versank in seinen Erinnerungen.

Ich seufzte. War das schön, wenn ein Mann sich so um seine Frau kümmerte. Ob mein Mann sich manchmal Gedanken um mich machte, wenn er mal wieder Über-

stunden schob? Sicherlich nicht. Er beachtete mich noch nicht einmal, wenn er bei mir war. – Und wieder seufzte ich. Herr Mayerling erwachte gerade aus seinen Tagträumen, wir seufzten beide und lachten.

„Nun, womit möchten Sie mich überraschen?“, fragte er. „Wohin führen Sie mich?“

„Ich zeige Ihnen, wo mein Opa gearbeitet hat“, antwortete ich.

„Was war Ihr Opa denn von Beruf?“

„Er arbeitete nach dem Krieg und der langen Gefangenschaft in Russland hier in der Stadt in einer Lederfabrik.“

„Ah, wir besuchen also eine Lederfabrik.“

„Dann folgen Sie mir einfach“, sagte ich und erhob mich, nachdem mein Begleiter wieder die Rechnung beglichen hatte.

Wir brauchten nicht weit zu gehen, bis zu dem Ort, den ich ihm zeigen wollte. Ich hielt in einer Nebengasse vor einem schmalen, alten Haus, eingekellt zwischen Neubauten. Herr Mayerling betrachtete interessiert das schön restaurierte Haus mit den Blumenkästen an den kleinen Fenstern.

„So sieht also eine Lederfabrik aus!“, sagte er bedächtig.

„Nein, natürlich nicht. – Dieses hier“, ich deutete zu diesem denkmalgeschützten Schmuckstück und machte eine dramaturgisch bedeutsame Pause, „ist Beethovens Geburtshaus.“ Stolz schwang in meiner Stimme.

„Und hier wurde Leder verarbeitet? Vor oder nach Beethoven?“

Herrlich, dieser trockene Humor. Es war so angenehm, mit diesem alten Herrn zusammen zu sein.

„Ich weiß nicht, wie es kam. Jedenfalls arbeitete mein Großvater die letzten Jahre, viele Jahre, vor seiner Rente als Stadtgärtner. Und dieses Haus mit seinem kleinen Garten gehörte zu seinen Aufgaben. Kommen Sie, jetzt bekommen Sie eine Privatführung, so wie ich sie als kleines Kind häufig von meinem Opa bekam.“

Und ich führte ihn durch das kleine Haus mit den verwinkelten Durchgangszimmern, den niedrigen Decken, den verschiedenen Ebenen, wo früher noch Stufen waren, heute kleine Holzüberbrückungen. Ich zeigte ihm die Originalnoten und Instrumente, die Hörrohre, die Porträts und Büsten. Und schließlich den Innenhof mit dem kleinen Gärtchen. Früher, als mein Opa es gepflegt hatte, war es schöner, blumiger, bunter und auch wilder gewesen. Jetzt war es leider nur ein leicht zu pflegender Innenhof. Dennoch setzte ich mich auf die Bank, um ein wenig den alten Zeiten nachzuspüren. Herr Mayerling ließ mir Zeit und schien sich wohl zu fühlen. Schließlich seufzten wir wieder beide, sahen uns an und lachten. Generationen übergreifendes Verstehen.

„Kommen Sie, ich zeige Ihnen noch eine Neuerung.“

Zum Nachbarhaus, welches jetzt einen großen Konzertsaal beherbergte, hatte man einen Durchgang gebrochen. Hier, in einem etwas lieblos eingerichteten

Raum, konnte man sich an einem der vielen Audioplätze mithilfe eines Computerprogramms und Kopfhörern durch Beethovens Werke wählen und hören. Hier saßen wir lange und lauschten der genialen Musik.

„Wir sollten einmal gemeinsam ein Konzert besuchen“, schlug Herr Mayerling vor, als wir wieder in der engen Gasse standen.

„Ja, gerne. Ob Sie es glauben oder nicht, ich war noch nie in einem Konzert, wenn man einmal von einem Kurkonzert in Bad Kreuznach absieht.“

„Dann wird es aber Zeit, dass Sie eines kennenlernen. So kann ich mich für die Stadtführungen bedanken.“ Herr Mayerling zog wieder seinen Hut.

Wir verabschiedeten und versprachen uns, bald wieder so einen schönen Tag miteinander zu verbringen. Vielleicht sollte ich ihm Burg Drachenfels und das Dornröschenschloss, wie ich das Schloss unterhalb der Drachenburg immer nannte, zeigen.

Doch dazu kam es leider nicht mehr. Es verging Woche um Woche und kein Anruf von Herrn Mayerling. Ich verstand es nicht und wechselte zwischen Sorge und Ärger. Leider hatte ich weder eine Telefonnummer noch eine Adresse. Und im Telefonbuch fand ich seinen Namen auch nicht. So vergingen drei Monate.

Bis er schließlich wieder anrief.

„Ich hätte Lust auf einen Fiaker. Möchten Sie mir Gesellschaft leisten?“

Ich war so froh, seine Stimme zu hören. Ich hätte ihn gerne mit Fragen überhäuft, mit Vorwürfen, hielt mich aber zurück. Wir verabredeten uns wieder im Wiener zum Frühstück am kommenden Samstag. Ich war froh, dass ich nur einen Tag warten musste, ich konnte mich kaum auf meine Arbeit konzentrieren. Mein Mann machte Überstunden und bekam mal wieder nichts mit.

Herr Mayerling wartete bereits auf mich, sein Hut hing am Haken. Doch wie hatte er sich verändert? Ich erschrak sehr. Er war charmant wie immer, erhob sich, als ich kam, rückte meinen Stuhl zurecht, ganz Kavalier der Alten Schule, zuvorkommend wie immer. Aber er schien so müde zu sein. Seine Bewegungen waren so langsam, seine Augen hatten ihren Glanz verloren, seine Gesichtshaut war gelblich, fast wächsern.

Ich setzte mich und bestellte eine Melange, schwieg aber nach der höflichen Begrüßung und wartete.

„Ach, Kindchen“, begann Herr Mayerling und legte seine Hand auf meine Hand. „Sie sind sicher böse, dass ich mich so lange nicht gemeldet habe.“ Er verbeugte ich leicht. „Ich bitte Sie vielmals um Verzeihung. Es lag nicht in meiner Absicht, Sie zu verletzen.“

„Ich habe mir Sorgen um Sie gemacht!“, platzte ich heraus und ließ jede Zurückhaltung fallen.

„Es tut mir Leid. Es lag nicht in meiner Macht“, entschuldigte er sich. „Ich war verhindert und abwesend. Ich hatte keine Gelegenheit, Sie anzurufen.“

„Sie waren verhindert? Ach, reden Sie doch keinen Scheiß'. Ihnen geht es schlecht. Los, raus mit der Sprache.“

Er schaute mich erstaunt an. „Ich rede Scheiß'? Sagt man das heute? – Nun, ich beschönige vielleicht ein wenig. Aber jetzt ist alles wieder in Ordnung.“

„Ach, reden Sie doch keinen Sch...“ Ich stockte, schaute ihn an, und wir lachten beide. Jetzt legte ich ihm meinerseits die Hand auf seine.

„Herr Mayerling, raus mit der Sprache. Was ist passiert? Sind Sie krank?“

Er schlug die Augen nieder, es zuckte um seinen Mund. Dann holte er tief Luft und schaute mir in die Augen.

„Sie haben Recht. Ich war krank. Ich hatte einen Zusammenbruch, kam nicht mehr hoch. Ich lag lange im Krankenhaus und dann in einer Kureinrichtung. Ich wollte nicht, dass Sie sich Sorgen machen, und habe, als ich dazu in der Lage war, lieber nicht angerufen.“

„Hat ja geklappt“, sagte ich sarkastisch.

„Entschuldigen Sie.“ Jetzt tätschelte er mir wieder die Hand.

„Ich bin jetzt wieder wohlauf. Aber ich werde meine Wohnung aufgeben und in eine Seniorenresidenz ziehen. Vielleicht kommen Sie mich dort einmal besuchen.“

Ich entzog ihm meine Hand und lehnte mich zurück. Was sollte ich sagen? Dieser vornehme, geistig so rege Herr in einem Altersheim? Dieser stattliche Mann zwischen all den dauergewellten Damen? Ich konnte es mir nicht vorstellen.

„Muss das sein?“, fragte ich etwas resigniert.

„Wo soll ich denn sonst hin? Ich brauche Hilfe, alleine schaffe ich den Alltag nicht mehr.“

Wir schwiegen beide und überließen uns unseren Gedanken.

Ich dachte an mein Leben. Mein Mann, der nur arbeitete und eine Vorliebe für Überstunden hatte, meine öde Arbeit im Büro, das Putzen des viel zu großen Hauses und die trostlosen Abende.

Das Putzen des viel zu großen Hauses?

„Herr Mayerling.“ Er erschrak, als ich ihn so plötzlich an den Schultern fasste. „Herr Mayerling, Sie ziehen zu mir. Zu uns.“, korrigierte ich mich.

„Bitte?“, fragte er verständnislos.

„Sie ziehen zu uns. Keine Widerrede. Hören Sie. Ich wohne in einem Neun-Zimmer-Haus alleine mit meinem Mann. Die Kinder sind weit verstreut. Und wir haben auch sonst niemanden, der mit einziehen möchte. Wir haben in der ersten Etage eine abgeschlossene Zwei-Zimmer-Wohnung mit Bad. Mit einem kleinen Flur und einer Trenntür. Sie hätten dort ein großes Wohn-Schlafzimmer, ein Bad und in dem kleinen Raum dazwischen könnten Sie sich eine Küche einrichten. Zumindest einen Tisch, Regale, einen Kühlschrank und einen Wasserkocher, damit

Sie nicht immer für jede Kleinigkeit hinunterkommen müssen. Kochen brauchen Sie nicht, ich koche für Sie mit.“ Ich hatte schon alles durchdacht. „Es würde mir Freude bereiten, Sie zu umsorgen“, schloss ich bestimmt.

„Sie haben ja alles bedacht“, sagte Herr Mayerling ungläubig. „Ich würde Ihnen doch nur zur Last fallen.“

„Das würden Sie nicht“, beruhigte ich ihn. „Sie würden mein Leben bereichern.“ Und ich erzählte ihm von meinem tristen Leben und meiner freudlosen Ehe.

„Ja, dann muss ich ja wohl bei Ihnen einziehen.“

Und so zog Herr Mayerling in die leeren Zimmer. Mein Mann bekam gar nicht mit, dass ein neuer Mann im Haus war.

Wenn ich arbeitete, ging Herr Mayerling am Rhein spazieren, der nur wenige Meter an unserem Haus vorbeifließt. Sein Essen kochte ich ihm vor, er wärmte es sich in der Mikrowelle in seiner kleinen Küche auf. Abends tranken wir zusammen ein Glas Wein, führten angeregte Gespräche oder lauschten Beethovens Musik. Mein Mann machte Überstunden.

Herr Mayerling hatte mir den Ernst seiner Erkrankung verschwiegen. Als ich eines Tages von der Arbeit nach Hause kam und gleich nach ihm sehen wollte, saß er leblos in seinem Fernsehsessel. Er war friedlich eingeschlafen.

Der Trauerwagen stand noch vor dem Haus, als mein Mann, diesmal recht früh, von der Arbeit kam.

„Da draußen steht ein Leichenwagen“, sagte er, ohne ein Wort der Begrüßung.

„Herr Mayerling ist gestorben“, sagte ich.

„Mayerling?“, war alles, was mein Mann sagte, ehe er sich ein Bier aus dem Kühlschrank nahm und sich vor den Fernseher setzte.

„Was gibt’s zu essen?“

Der Leichenwagen fuhr ab.

Zur Beerdigung kamen außer mir nur ein paar ältere Damen aus dem Ort, die zu jeder Beerdigung gehen. Ich war ihnen dankbar.

Herr Mayerling vermachte mir sein Haus in Südtirol. Ich beantragte Frührente, die mir gewährt wurde. Das Leben in Südtirol ist preiswerter und ein wenig Bares hatte Herr Mayerling mir auch hinterlassen.

„Fährst Du in den Urlaub?“, fragte mein Mann am Morgen, als er die Koffer sah.

„Nein, ich besuche nur für ein paar Tage die Mayerlings.“

„Ah“, sagte mein Mann und ging zu seinem Wagen. „Ich komm’ heute später, muss Überstunden machen.“

„Lass Dir Zeit!“ rief ich ihm nach.

Anna Görgens

Schillers Lieblingsblumen – Am Alten Friedhof in Bonn

Als ich vier Jahre alt war, zog ich mit meinen Eltern und zwei jüngeren Brüdern aus Westfalen ins Rheinland nach Bonn. Mein Vater hatte in Bonn eine Stelle als Betriebsleiter der Molkerei bekommen und wir dadurch eine schöne, große Betriebswohnung im zweiten Stock eines Mehrfamilienhauses, in dem auch andere Betriebsangehörige mit ihren Familien wohnten. So hatte ich gleich einige Kinder als Spielkameraden gefunden. Damals hieß diese Straße noch „Endenicher Straße“ und wurde später in „Am Alten Friedhof“ umbenannt.

Gegenüber dieser Häuserzeile befindet sich der heute noch sehr bekannte „Alte Friedhof“. Auf diesem Friedhof sind viele berühmte Persönlichkeiten des 18. und 19. Jahrhunderts beerdigt, u.a. die Ehefrau und ein Sohn meines Lieblingsdichters Friedrich von Schiller.

Es war damals für uns Kinder immer schön, wenn wir abends an Allerheiligen vom Fenster unserer Wohnung aus auf die vielen bunten Lichter des Alten Friedhofs schauen konnten.

Als Kind, als ich dort wohnte, hätte ich mir natürlich nicht träumen lassen, dass ich später einmal meine Liebe zu Friedrich Schiller und seinen Werken entdecken würde. Heute bin ich absoluter Fan und Mitglied des Weimarer Schillervereins und auf dessen Einladung schon öfter auf Schillers Spuren in Weimar, Jena oder Marbach gewesen. Jedes Jahr fahre ich mindestens zweimal nach Bonn zum Alten Friedhof, zu Schillers Geburtstag am 10. November bzw. zu seinem Todestag am 9. Mai, und bringe einen Strauß seiner Lieblingsblumen, nämlich weiße Lilien, zum „Schillergrab“.

Bei dieser Gelegenheit schaue ich natürlich auf meine alte „Wohnstraße“, in der ich zehn Jahre lang eine glückliche Kindheit verbracht habe. Die ganze damalige Häuserzeile gegenüber des Alten Friedhofs steht heute leider nicht mehr. An dieser Stelle befindet sich jetzt ein großer Gebäudekomplex eines Versicherungskonzerns.

Erna Cantrigliani

In jener Nacht im Stollen

Ich war fast sechs Jahre alt. Meine Mutter, mein jüngerer Bruder und ich hatten einen Bombenangriff im Winter 1944 in Ippendorf überlebt. Weil unser Haus nicht mehr bewohnbar war, zogen wir zu meinen Großeltern auf den Venusberg. Dort befand sich die Flak (Flugabwehr) mit ihren Kasernen (heutiges Uni-Klinik-Gelände). Mein Großvater, der als Ingenieur und als Zivilperson dort im Einsatz war, bewohnte mit der Großmutter ein Haus im äußersten Winkel des Geländes.

Ich war in der vor 1944 noch relativ ruhigen Kriegszeit oft bei meiner Großmutter zu Besuch. Meine Mutter brachte mich zum Eingangstor des Geländes am Wachturm (steht heute noch). Ich lief dann quer durch das Gelände an den Kasernen und Exerzierplätzen vorbei. Der Wachtposten hatte inzwischen meine Großmutter telefonisch informiert, dass ich auf dem Weg zu ihr sei. Manchmal setzte ich mich auch auf eine der vier Betonhalbkugeln, die die Plätze markierten, und sah den exerzierenden Soldaten zu. Weil ich ein rotes Mützchen trug und der Hund meiner Großmutter mir immer entgegenlief, nannten die Soldaten mich „Rotkäppchen“ und winkten mir manchmal zu.

Aber nun wohnten wir dort. Wenn Fliegeralarm war – und der häufte sich im letzten Kriegsjahr – durften meine Mutter und wir Kinder in dem für die Soldaten in den Dottendorfer Berg hineingebauten Stollen Schutz suchen. So wie in jener Winternacht. Ich erinnere mich, dass meine Mutter, mein Bruder und ich in einer Ecke im hinteren Teil des engen Stollens saßen. In der uns gegenüberliegenden Ecke lag halb an die Wand gelehnt ein englischer Pilot, den man aus einem abgestürzten brennenden Flugzeug geborgen hatte. Der Sanitäter konnte ihm nicht mehr helfen. Sein Gesicht war schwer verbrannt, der Körper mit einer Decke bedeckt, aus der sein Kopf hervorragte. Seine Augen waren geschlossen, denn das erbarungslos gleißende Licht der von der Decke hängenden Glühlampen machte ihm zu schaffen.

Meine Mutter erzählte mir später, dass ich aufgestanden bin und mich eine lange lange Zeit vor ihn hingestellt und unentwegt Märchen erzählt habe, auch dann noch, als er schon längst gestorben war. Sie hatte versucht, mich wegzuziehen, aber der Sanitäter ließ mich gewähren.

Dass ich ihm Märchen erzählt habe, hatte ich vergessen, das Bild des zusammengekauerten sterbenden Mannes ist jedoch auch noch nach so vielen Jahren fest in meinem Gedächtnis verankert. Auch kann ich mich daran erinnern, dass ich mich bewusst so vor ihn platziert hatte, dass mein Körperschatten auf sein Gesicht fallen

konnte, um es vor diesem grässlich hellen Licht zu schützen. Ich wollte wohl einfach auf irgendeine Weise und auf meine kindliche Art helfen und sein Leiden erträglicher machen.

Als wir nach dem Bombenangriff aus dem Stollen herauskamen und auf dem Hügel im frisch gefallenen Schnee standen und hinunterblickten, sahen wir, dass ganz Bonn brannte.

Vor einigen Jahren lernten mein Mann und ich am Gardasee ein englisches Ehepaar kennen, mit dem wir uns anfreundeten. Als wir über die Kriegsjahre sprachen, erzählte ich ihnen von meinem Erlebnis in jener Nacht im Stollen. Die beiden waren sehr angetan und meinten nach einer Weile des Nachsinnens: „Wie schade, dass der Name des Piloten nicht mehr ausfindig gemacht werden kann. Wie tröstlich wäre es doch für seine Angehörigen in England auch heute noch zu erfahren, dass in jener schrecklichen Zeit des Krieges ein kleines Märchen erzählendes Mädchen ihn in seiner Sterbestunde begleitet hat.“

Erna Cantrigliani ist als Erna Schumacher in Bonn geboren und aufgewachsen.)

Claudia Rickmann

Ein Bonner Frühling

Er sieht Anna zum ersten Mal auf einer Bank vor dem Poppelsdorfer Schloss. Sie blinzelt in die Sonne und lässt sich von den ersten Sonnenstrahlen des Bonner Frühlings erwärmen, beobachtet die vorbeieilenden Menschen, die alle geflissentlich ihrer Arbeit nachgehen.

Er ist 53 und wird nicht mehr arbeiten, seine Zeit ist begrenzt. Er hat einen alten Pudel. Maxi heißt sie. Mit ihr geht er jeden Tag in Poppelsdorf spazieren, bisher hat er Anna jeden Tag auf der Bank am Poppelsdorfer Schloss gesehen.

Anna ist von Beruf Träumerin, ihre roten Haare sind kraus und glänzen in der Sonne. Anna fährt sich mit ihren schmalen Händen durch die Haare, ihr Körper wirkt zerbrechlich und mager, ihre Jeans hat tausend Löcher und ihr Pulli ist verwaschen. Sie trägt einen Nasenstecker, wie er bei der Jugend üblich ist.

Sie ist 21 und HIV-positiv. Ihre Zeit ist begrenzt und voller Leben. Anna hat wunderschöne grüne Augen, und obwohl er sie nicht kennt, liebt er sie.

Er ist gepflegt. Obwohl er nicht mehr arbeitet, trägt er einen grauen, eleganten Anzug. Sein Haar ist grau und ins Gesicht graben sich zahlreiche Falten, die von einer bewegten Lebensgeschichte erzählen.

Anna sitzt jeden Tag auf der Parkbank und sieht ihn jeden Tag mit Maxi, seinem Pudel.

Er ist einsam. Je stärker das Treiben in der Stadt, desto einsamer ist er.

Obwohl Anna ihn nicht kennt, weiß sie, dass sie ihn liebt.

Anna isst gerade ein Vollkornbrötchen. Als er sich zu ihr setzt, fallen die Krümel auf ihre Jeans.

Schweigend sitzen sie auf der Bank und beobachten die Menschen, die geflissentlich ihrer täglichen Arbeit nachgehen. Maxi buddelt ein Loch in den Boden neben der Parkbank, ärgert eine andere Hündin.

Verstohlen schaut Marco in Annas Augen und hofft, dass sie das nicht merkt.

Anna schaut weg und räkelt sich in der Sonne. Manchmal blickt sie auf seine gepflegten Hände. Anna fragt ihn nach der Uhrzeit und sie unterhalten sich über Maxi.

Marco ist fasziniert von Annas Lachen und von ihrer Unbefangenheit, Anna hat vor ihrer Krankheit russische Literatur studiert. Aber von Beruf ist sie Träumerin.

Anna fühlt sich zu Marco hingezogen, er ist ein alter Mann und sein Gesicht der Spiegel eines bewegten Lebens. Anna liebt Marcos italienischen Akzent, er ist schon 20 Jahre hier, aber immer noch heimatlos.

Anna ist ebenfalls heimatlos, seit Aids hat sie keine Freunde mehr. Anna wohnt wieder zu Hause.

Marco nimmt Anna mit nach Hause, er wohnt in einem alten Haus in der Bonner Südstadt, er hat die Wohnung mit altem Trödel vollgestellt, er liebt die Bilder von Kandinsky und die Musik von Vivaldi.

Auf dem Regal steht ein Samowar. Marco erzählt Anna von seinen vielen Reisen und von seiner Frau, die ihn vor Jahren wegen eines Anderen verlassen hat.

Er erzählt Anna von einem wunderschönen Haus in Palermo.

Anna erzählt ihm von zu Hause. Ein Zuhause hat sie nie gehabt, sie war ein Heimkind. Sie ist heimatlos.

Er ist ein Zigeuner.

Anna erzählt Marco von ihrer Krankheit, ihre Zeit ist begrenzt. Zärtlich nimmt er ihre Hand und schweigt, er hat Tränen in den Augen.

Sie erzählt ihm, dass sie keine Freunde mehr habe. Aber sie hat einen Freund in Marco und liebt ihn, obwohl sie ihn nicht kennt.

Annas Gesicht ist auf einmal zerbrechlich und ihre Augen verlieren an Glanz. Ihre Zeit ist begrenzt.

Er ist nicht mehr einsam, seit er Anna kennt.

Morgen wird er sie wiedersehen, dann werden sie wieder zusammen in seiner Südstadtwohnung Cappuccino trinken und er wird ihr von Sizilien erzählen. Marco verspricht Anna, mit ihr zusammen nach Palermo zu fahren.

Durch Anna fühlt er sich jung. Jeden Tag holt er Anna mit Maxi an der Parkbank ab. Er liebt Annas schlanken Körper und streichelt sie sanft. Er liebt Annas rote Haare.

Behutsam nimmt sie sein Gesicht in ihre beiden Hände. Er schließt seine Augen. Jeden Tag holt er sie mit Maxi an der Parkbank ab.

Eines Tages kommt Anna nicht mehr.

Überall sucht er nach Anna.

Jeden Tag geht er mit Maxi an ihr Grab und legt eine rote Rose auf ihren Stein. Die Sonnenstrahlen des Bonner Frühlings streicheln Annas Grab. Es ist warm.

Auch morgen wird er wieder mit Maxi zu Anna gehen.

Angelika Mai Vor Ort gelesen

Ein Künstler

Dichterlesung für die „Bonner Bücherschrank-Geschichten“ in der Offenen Büchertube in Bad Godesberg

Ein Künstler? Das ist ja interessant!

Interessant? Ja.

... aber auch verdammt anstrengend.

Insbesondere wenn er über neuen Projekten in Atelier 1 (Gästeklo) brütet und mit einer neuen Idee herauskommt.

Und es fängt oft ganz harmlos an:

Ich mach was im Kunstverein. Ne Performance. Weiß aber noch nicht was.

Von Sitzung zu Sitzung nimmt die Idee dann Gestalt an.

Soll was mit Dada sein. Weiß noch nicht was.

Erste Ideen werden schemenhaft mitgeteilt.

Schlagworte werden geäußert: Voodoo, Kannibalismus, irgendwas mit Musik ...

Der Künstler verschwindet in Atelier 1 und wird nur noch selten gesehen.



Das Künstlerpaar Angelika und Christian Theodor Fritz Wilhelm Mai

Dann ist er wieder öfter da.
Fragen, wie es läuft, werden grummelnd beantwortet.
Weiß noch nicht. Irgendwas mit Text.
Zettel werden gefunden: Der Künstler steigt aus dem Sarg ...
Fragen, keine wirklichen Antworten.
Weiß noch nicht.
Ein Termin steht fest!
Hurra, von wegen.
Jetzt ist der Künstler andauernd da.
Wie geht's voran? Wird schon ...
Denk an die Zeit. Mach ich schon.
Plötzlich Aktion.
Lass uns was besorgen. Brauche eine Maske.
Wo kriegen wir die her.
Was solls denn sein?
Weiß noch nicht, lass mal sehen.
Mitten in Kostümen erste konkrete Information:
Tod, Sakrales, Opfer, Blut ...
Frau macht sich Gedanken und erste Sorgen ...
Der Künstler baut und denkt in beiden Ateliers.
Ich bau einen Sarg. Da leg ich mich rein und meditiere.
Wie lange denn? Weiß noch nicht ...
Wie sich dann herausstellt, weiß der Künstler es ganz genau.
Teilt es nur nicht mit, will, dass Frau sich keine Sorgen macht.
Ich brauch noch dies und das.
Frau sucht und findet.
Frage: Wie läuft's, denk an die Zeit.
Wird schon.
Frau entdeckt den Ablaufplan und macht sich Sorgen ...
Drei Stunden im Sarg,
Du spinnst wohl! Hast Du das genau überlegt?
Weiß nicht, wird schon.
Die Planung nimmt Gestalt an.
Der Termin rückt näher.
Ich bau noch Instrumente.
Ich brauche eine Nebelmaschine. Wo sind die Klingeltöne im Handy?
Alles wird aktiviert.
Mattes, the Brain, soll die Technik machen.

Eine Totenklage soll gesprochen werden.

Kannst Du das mal machen?

Kann ich, will aber den Künstler nicht als Publikum.

Diskussion, Verweigerung, Diskussion.

Frau darf doch auch mal schüchtern sein.

Musik wird gesucht und auch gefunden.

Das Band soll drei Stunden spielen.

Drei Stunden, im Sarg, Frau macht sich immer mehr Sorgen.

Der Termin ist fast da!

Die Ankündigung fertig. Alle sind informiert.

Bist Du fertig?

Wird schon.

Frau und Künstler bringen, was zu bringen ist, an den Ort des Geschehens.

Heimliche Absprache mit Enis:

Pass auf, wenn der Künstler im Sarg ist, horche, ob noch Leben in ihm ist ...

Frau macht sich Sorgen!

Der Tag ist da und der Künstler ist tatsächlich fertig.

Uwe wird fotografieren.

Der Künstler macht sich mit dem Sarg im Kostüm auf den Weg ...

Versprech mir, nicht über die Grenze zu gehen.

Versprech ich, wird schon ...

Aktion lässt die Sorgen vergessen: schminken, aufbauen, Technik checken,

Gespräche, lachen ...

Plötzlich ist es soweit!

Der Künstler beginnt.

Steigt in den Sarg.

Frau fotografiert ... und vergisst den Künstler für drei Stunden...

... dann Wiederauferstehung, die Sorgen sind weg, der Kopf der Frau ist wieder frei

und der Künstler in seinem Element.

Frau sorgt sich nicht mehr, bis zum nächsten Mal.

Ein Künstler? Das ist ja interessant.

Ja, aber ...

Christian Theodor Fritz Wilhelm Mai Vor Ort gelesen

Lust I, Lust II, Lust III

Lust I

Leben
Unter
Solchen
Tiefmotivierten

Lässt
Uns
Sicher
Treffend

Liebend
Und
Suchend,
Teilend

Leben
Unter
Solch
Tiefmotivierten

Lust II

Lalala
Uh uh uh
Satongé Satongé Satongé
Tätertä

Lululu
umba umba umba
sch sch sch sch sch
tatam

Lelalu
ubaku
sababu
Tatatu

Lalule
ukubu
skafe
Tututu

Lust III

Leichte Brise vom Meer streicht über die Haut
Unter die Haut geht der Blick der Liebsten
Salzgeschmack auf der Zunge
Tiefer Blick, tiefe Lust

Heidi & Peter Prenzel

Vor Ort erzählt

Die Vermieterin in Ramersdorf

Heidi: Von 1973 bis 1979 haben wir in Bonn studiert, er Physik, ich Mathe.

Peter: Wir haben sehr viele Melbbad-Scheine gemacht. Den ganzen Sommer über sind wir dahin gegangen. Trotzdem gab's irgendwie den Abschluss.

Zu Ehren meiner Vermieterin aus der Studienzeit möchte ich eine Geschichte erzählen. Frau Rütt wohnte in Ramersdorf im Gerichtsweg und war wirklich eine herzensgute Frau. Zuvor hatte sie ein Haus in der Rhenusallee, das aber verkehrsbedingt weichen musste. Dafür bekam sie das alte Haus in Ramersdorf. Da haben sie ihr eine echte Kaschemme angedreht, die von Grund auf renovierungsbedürftig war. Es musste eine Drainage ausgehoben werden, und das Haus musste dicht gemacht werden. Die alte Haustür passte nicht in den neuen Rahmen, sodass dort eine Woche lang ein Spalt war, eben bis die neue Tür eingebaut wurde.

In genau diese Woche fiel der Physiker-Ball, eine in Bonn legendäre Karnevalsfete. Ich wollte dahin und brauchte einen Schlüssel. Frau Rütt sagte: „Geht nicht, wir haben nur einen Schlüssel.“ Ich sagte: „Dann lassen Sie die Tür bitte auf.“ Aber das wollte Frau

Rütt nicht. Ich hatte eine Idee: „Wir setzen einen Nagel in den Rahmen, machen einen Bindfaden daran, binden ihn an den Schlüssel, schließen von innen ab und lassen den Schlüssel lose am Bindfaden innen hängen. Mit dem Bindfaden ziehe ich dann den Schlüssel heraus.“ Frau Rütt war ganz angetan davon, was Studenten der Physik sich so alles ausdenken ...

Um 4 Uhr morgens lieferten Heidi und ihre Schwester mich zu Hause ab.

Heidi: Wir waren gerade frisch liiert.



Peter Prenzel beim Offenen Bücherschrank am Bonner Bogen

Peter: Ich war Pirat und relativ gut abgefüllt. Ich zog mit dem Bindfaden den Schlüssel ab und durch den Spalt, steckte ihn ins Schloss, drehte, aber es ging nicht. „Bin ich denn so besoffen, dass ich den Schlüssel nicht richtig herum drehe?“ Aber der Alkohol war es nicht. Schließlich musste ich schellen und stellte fest, dass es Frau Rütt nicht gereicht hatte, nur abzuschließen. Sie hatte auch noch den Riegel vorgeschoben.

Im alten Haus in der Rhenusallee wohnte ich in ihrem „guten Zimmer“. Da konnte es passieren, wenn man von der Uni kam, dass ihr Besuch in meinem Zimmer saß. Neben dem guten Zimmer bewohnte ich ein altes Schlafzimmer mit einem riesigen, altehrwürdigen Ehebett. Irgendwann wurde einer meiner besten Freunde von seinem Vermieter rausgeschmissen. Da habe ich Frau Rütt gesagt, dass er keine Unterkunft mehr hat und gefragt: „Wäre das okay, wenn der hier schläft?“. Selbstverständlich, meinte Frau Rütt. Und so saßen wir dann abends in unserem großen Ehebett, einer die FAZ, der andere den Kicker in der Hand und in der Mitte ein Kasten Veltins Pilsener. War richtig idyllisch.

Mein Freund kochte sehr gerne. Alles, was er kochte, war heftig mit Tabasco und Peperoni versetzt. Einmal fragte er meine Vermieterin:

„Frau Rütt, können wir bei Ihnen kochen?“

„Können Sie kochen?“

„Ja, sicher!“

Frau Rütt freute sich: „Das ist ja toll, ein Mann, der kochen kann.“ Tja, und dann musste Frau Rütt probieren. Mein Freund hat ihr einen Löffel in den Mund geschoben. Wir mussten sie fast wiederbeleben. Sie wäre beinahe erstickt.

1976 bin ich dann bei Frau Rütt ausgezogen, als wir zusammen gezogen sind. Ich bin Sauerländer und hielt von allem Fremden überhaupt nichts. Damals ging Physik noch über die ZVS. Ich habe dann als Wunschort eingetragen: 1. Wahl Dortmund,

2. Wahl Dortmund. Das kriegte ich dann zurückgeschickt. So geht's nicht, meinten die. So trug ich widerwillig als zweite Wahl Bonn ein. Da hatte meine Tante eine Bekannte, Frau Rütt. 90 Mark pro Monat waren das 1973, mit Westerntür vor dem Plumpsklo, gemeinsamer Nutzung des Wohnzimmers oder besser: meines Zimmers.

Ich dachte in der Uni immer, ich bin die ganze Zeit im Millowitsch-Theater: Wie reden die denn hier? Was soll der Quatsch? Ich habe mich bald für einen Studienplatztausch beworben, Bonn gegen Dortmund, und dann habe ich sie kennengelernt (*sieht seine Frau Heidi an*). Als ich merkte, dass sich keiner an mich anpasst, habe ich mich halt angepasst.



Heidi Prenzel

Klaus Christian Kasper **Vor Ort erzählt**

Uhren für die Frauenkirche

Niederschlesien wurde im Frühjahr 1945 Kriegsschauplatz. Die Zivilbevölkerung der Stadt musste vor der Roten Armee fliehen. Unsere Flucht geschah in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945, der Nacht des großen Luftangriffs der Alliierten auf Dresden.

Wir waren 120 Kilometer von Dresden entfernt, und doch haben wir in der Dunkelheit den Feuerschein der brennenden Stadt gesehen. Wir wussten aber noch nicht, dass es sich um Dresden handelt. Es war die Nacht, in der die Frauenkirche in Dresden in Trümmer sank und für uns Lauban in Schlesien zur Heimat in der Ferne wurde. Für mich gehörten beide Ereignisse fortan untrennbar zusammen.

Die NS-Parteiorganisation wollte die Flüchtlinge ins damalige Sudetenland schicken. Dagegen hatten wir Bedenken. Mutter, ihre Schwägerin und wir Kinder sind deshalb in den Zug nach dem Sudetenland zwar eingestiegen, aber auf der anderen Seite wieder ausgestiegen. Wir sind dann auf eigene Faust nach Magdeburg gefahren und haben in Barleben bei Magdeburg eine vorläufige Unterkunft für uns gefunden. Dort haben wir das Kriegsende erlebt. Später war auch Vater, der in Lauban als Dienstverpflichteter bleiben musste, zu uns gestoßen.

Eine Rückkehr nach Lauban war nicht mehr möglich. Das ländliche Barleben bot uns auch wenig Zukunftsaussichten. Ende 1946 verließen wir daher die Sowjetzone

über die grüne Grenze und kamen in ein englisches Auffanglager in Gifhorn. Wir sollten ins Emsland kommen, bemühten uns aber ums Rheinland. Schließlich landeten wir in Beuel am Rhein. Dort haben wir die ersten fünf Wochen im Bunker an der Goethestraße (heute: Goetheallee) verbracht. Hier begannen wir, wieder Fuß zu fassen und uns eine neue Existenz aufzubauen.

Die Zerstörung der Frauenkirche in Dresden 1945 stand für mich symbolisch für unser eigenes Schicksal: die Aufbauarbeit mehrerer Generationen war vernichtet.

Nach der Wende bestand die Möglichkeit, für den Wiederaufbau der Frauenkirche zu spenden. Dafür wurden diese Uhren angeboten mit Originalsteinchen von der Frauenkirche. *(Zeigt seine Armbanduhr.)* Ich verzichtete nun konsequent auf den Besuch beim Friseur. Was ich dadurch spare, lege ich regelmäßig in Spendenuhren an, von denen so manche an Arbeitskollegen weiterverkauft wurden. Wenn ich heute einmal nach Dresden komme, klopfe ich an einen Stein der Frauenkirche und sage: „Der gehört mir.“



Eine Spendenuhr mit einem Originalsteinchen von der Dresdner Frauenkirche

Vor zwei Jahren kam meine Enkelin Karolin aus Frankfurt am Main zu mir und sagte: „Opa, wir sprechen in der Schule über das Dritte Reich und die NS-Zeit. Wie hast du deine ersten Jahre als Kind verbracht?“ Da habe ich beschlossen, mich intensiver auch mit der Familiengeschichte zu befassen und dieses Buch zu schreiben *(zeigt das umfangreiche Werk im Din A4-Format)*: „Sechsstadt Lauban i / Schlesien und die Kasper Christel. Bausteine zur Familiengeschichte“.

(Sein Buch beginnt mit folgender Beschreibung aus der Vogelperspektive:)

Ein Traum ... Als Junge lag ich eines Tages auf einer der Steinbergwiesen und döste in den blauen Sommerhimmel. Hoch über mir schwebte ein Bussard mit weit gebreiteten Schwingen und zog mit kaum wahrnehmbarem Flügelschlag seine Kreise. Ich begann zu träumen und sah unter mir die Stadt liegen. Die Menschen

verschwanden – winziger als Ameisen – im Geäst der Straßen und Gäßchen. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem Mosaik der Dächer, den langen Reihen dicht aneinander gepreßter Häuser, den Perlenschnüren der Bäume in den Promenaden im Rund der ehemaligen Stadtbefestigungen. Und mitten darin der Markt, der Ort meiner Geburt.

Ich habe heute das Gefühl, dass die Weitergabe von Lebensgeschichten allgemein zu kurz kommt. Es gibt viele Memoiren mit unsäglich vielen Zeilen, aber wenig für die nachfolgenden Generationen verwendbares Anschauungsmaterial und zeittypische Fotos. Hier offenbart sich für mich eine der Kehrseiten des leichten Umgangs mit dem Internet, Facebook und manchem Trallala unserer Spaßgesellschaft!



Klaus Christian Kasper beim Offenen Bücherschrank am Bonner Bogen

Viele meiner deutschen Ausgaben zur Stadtgeschichte Laubans und Eisenbahngeschichte Schlesiens wurden in Polen nachgedruckt und werden dort teilweise sogar im Schulunterricht genutzt, zum Beispiel das Buch über die niederschlesische Talsperrengeschichte. (*Zeigt eine Ausgabe seines Werkes „Frauenarbeitslager Mährisch Weißwasser 1944/45. Zwangsarbeit für Telefunken“.*) Für dieses kleine Büchlein hatte ich zahlreiche Kontakte zu tschechischen Zeitzeugen. Bei einem Büchertausch meinte ein tschechischer Herausgeberkollege: „Es sind Bücher im Geiste der Völkerverständigung.“

Gerda Pfeiffer

Kinderlandverschickung

Nach dem Großangriff auf Hannover am 4./5. Oktober 1943 brannte die Stadt für drei Tage. Wir wohnten in einem Vorort und sahen den glühendroten Schein am Tag- und Nachthimmel.

Meine Großeltern wohnten in der Stadtmitte von Hannover. Sie retteten sich aus der Feuerwüste, indem sie sich nasse Decken und Tücher umhängten und so geschützt durch die Feuerwalze rannten und rannten, bis sie den Maschsee (ein künstlicher See) erreichten und hineinsprangen.

Nach diesem Inferno hielt es meine Mutter für angebracht, meinen ältesten Bruder, der sechs Jahre alt war, und mich zu evakuieren. Über die staatliche „Kinderlandverschickung“ kam mein Bruder zu einer österreichischen Familie nach Wien – seine bis heute geliebte „Tante Mizie“.

Ich sollte zu meiner Tante, einer Cousine meiner Mutter, in die Nähe von Dresden fahren. Aber wie? Man muss wissen, dass in diesen Kriegstagen die Züge übervoll waren und die Menschen wie Trauben an den Waggonen hingen.

Es wurde beschlossen, dass ich mich alleine auf den Weg machen sollte. Ich war acht Jahre alt und fühlte mich absolut erwachsen. Angst hatte ich keine.

Meine Mutter und Verwandte begleiteten mich zum Bahnhof. Dort stand der Zug nach Dresden – übervoll.

Ich wurde in einen Waggon hineingepresst. Einen Platz hatte ich nicht. Ich stand dichtgedrängt zwischen den Erwachsenen. Mir wurde langweilig; ich beschloss, durch den Zug zu wandern und zwängte mich durch die einzelnen Abteile.

Menschen fragten mich: „Wo ist deine Begleitung, Kind?“ Ich war sehr stolz und sagte: „Ich reise allein zu meiner Tante, bitte sagen Sie mir, wenn wir in Dresden sind, da steige ich aus. Meine Tante holt mich am Bahnsteig ab.“

Den meisten Mitreisenden tat ich leid. Sie boten mir etwas zu essen an in Form von Brot, Obst, Keksen und Suppe aus dem „Henkelmann“. Nach dem Verzehr all dieser „Leckereien“ war mir speiübel.



Gerda Pfeiffer beim Offenen Bücherschrank in Duisdorf

Als der Zug in den Bahnhof von Dresden einfuhr: Bombenalarm, Leuchtraketen – ein Angriff auf Dresden. Ich war von dem Großangriff auf Hannover in einen Bombenangriff auf Dresden gefahren.

Ein Jahr blieb ich bei meiner Tante und war froh, als mein Vater mich im Winter 1945 wieder abholte. Gott sei Dank! Vor dem Einmarsch der Russen.

Nicht müde werden

Nicht müde werden
dachte ich im Halbschlaf
Kind, nicht müde werden.
Du musst aufstehen,
um in den Luftschutzkeller zu gehen
– Bombenalarm –
denn es ist deine Verantwortung
beide Brüder in den Keller zu tragen.

Nur nicht müde werden,
dachte ich, als der Bombenhagel begann.
Nicht müde werden
halte durch und bete.

Plötzlich Stille – welch ein Wunder –
unser Haus und wir blieben verschont,
während alles um uns herum
in Schutt und Asche gefallen war.

Oh, welch ein Wunder!

Gerda Pfeiffer wurde inspiriert durch dieses Gedicht von von Hilde Domin:

*Nicht müde werden,
sondern dem Wunder
leise
wie einem Vogel
die Hand hinhalten.*

Jürgen Fiedler

Nur ein Pavian

Zuerst musste ich lachen, als Louis mir sagte: „Wenn du deine Frau noch lebend sehen möchtest, kommst du besser mal herunter auf den Waldweg.“ Wie sollte ich diesen Zuruf ernst nehmen? Wir waren nämlich gerade erst eine halbe Stunde zuvor munter und guter Dinge und wohl auch ein bisschen aufgedreht und übermütig in einer Schar von fünf Familien mit unseren kleinen Kindern von Bad Honnef aufgebrochen, um im sonnigen Herbstwald nach Pilzen zu suchen.

Für mich ein neues Erlebnis, denn Pilze hatte ich bis dahin noch nicht gesammelt.

Mittlerweile hatte sich die Schar links und rechts vom Weg in den Wald zerstreut. Mit dem kleinen Max an der Hand war ich etwas weiter vom Weg abgekommen. Die Oktobersonne spielte in dem sich allmählich gelb und rot färbenden Laub. Lustige Rufe schallten durchs Gestrüpp. Der würzige Duft des Waldbodens weckte die Vorfreude auf ein leckeres Pilzgericht. Die Augen aller waren im Sammelfieber auf den Boden gerichtet. Ein paar Prachtexemplare hatten wir schon gefunden. Wo steckten nur die guten Steinpilze, Maronen, Butterpilze, Champignons?

Der überraschende Zuruf von Louis riss mich nun aus meiner Sammelleidenenschaft und weckte meine Neugierde. Max und ich gingen hinunter zu den anderen. Dort erfuhr ich dann folgendes: Vier Mütter, zu denen auch meine Frau gehörte, waren anhand des Pilzbestimmungsbuches zu dem Ergebnis gekommen, dass ein von mir kurz zuvor gefundener und bei den „Pilzkundigen“ abgeliefertes Prachtstück wohl ein Grüngfelderter Täubling sei. Das Pilzbuch rühmte diesen Pilz als einen der besten Speisepilze, der für alle feinen Pilzgerichte geeignet sei. Er bleibe kernig und schmecke nussartig. Allerdings könne er auch mit einer zwar genießbaren, aber wenig schmackhaften Champignonsorte verwechselt werden, was man durch eine Geschmacksprobe feststellen könne. Daraufhin waren alle vier Mütter und der fünfjährige Sven zur Geschmacksprobe geschritten und hatten, weil das probierte kleine Pilzstückchen angenehm nussartig schmeckte, den wohlschmeckenden Bissen hinuntergeschluckt.

In diesem Augenblick war Margarete, die fünfte der teilnehmenden Mütter, zu der kleinen Versammlung hinzugestoßen, hatte sich den Pilz angesehen und



Jürgen Fiedler beim Offenen Bücherschrank in Duisdorf

spontan ausgerufen: „Seid ihr denn verrückt! Ihr habt gerade ein Stück vom Grünen Knollenblätterpilz geschluckt.“ Als man dann auch noch für den Knollenblätterpilz im Buch die Warnhinweise „Tödlich giftig“ und „nussartig schmeckend (darf nicht probiert werden!)“ fand, war bei den unmittelbar Beteiligten der heitere Übermut schnell einer gewissen Ernüchterung gewichen.

Noch überwog allerdings der Eindruck, dass ein solch kleines Stückchen Pilz ja doch wohl keine derart schlimmen Wirkungen haben könne. Außerdem sei ja noch keineswegs sicher, ob es sich hier wirklich um einen Knollenblätterpilz handle. Zunächst gingen alle noch langsam auf dem eingeschlagenen Wanderweg weiter. Doch dann fragte einer: „Sollten wir nicht besser umkehren?“ Dies war dann nach anfänglichem Zögern schnell die allgemeine Meinung der Erwachsenen, nachdem sich die im Wald verstreute Gruppe wieder zusammengefunden hatte. Jetzt beäugten auch die versammelten Väter misstrauisch den gefährlichen Fund mit der grünlichen Haube, den weißen Lamellen an der Unterseite und dem weißen Stamm. Abbildung und Beschreibung im Pilzbuch brachten keine Sicherheit. Ich spürte, wie mir der Gedanke an die möglichen tödlichen Folgen dieser Geschmacksprobe langsam den Hals zuzuschnüren begann.

Als wir den Rückweg zur nahegelegenen Wohnung der Freunde einschlugen, von wo wir aufgebrochen waren, begannen die Kinder zunächst zu maulen. Als sie aber merkten, dass etwas Wichtiges passiert war und die Eltern sich nicht umstimmen ließen, fanden sie sich bald in die neue Lage. Mit großen Augen verfolgten sie in der Wohnung der Freunde, wie die vier Mütter sich um die Badewanne versammelten und mithilfe eines lauwarmen Salzwassertrunks ihre Mägen entleerten. Der kleine Sven ekelte sich schon vor dem lauwarmen Salzwasser und war trotz aller Bemühungen seiner Mutter nicht dazu zu bewegen, es den Müttern gleichzutun.

Natürlich wurde gleich das Internet bemüht, um Näheres über die Gefährlichkeit des Knollenblätterpilzes zu erfahren. Dies allerdings mit einem niederschmetternden Ergebnis. Dort fanden sich nämlich Formulierungen wie die: „Verzehr von nur geringen Mengen des Pilzes kann tödlich sein ... die enthaltenen Gifte (Amatoxine und Phallotoxine) bewirken Leberversagen ... tödliche Dosis beim Menschen 0,1 Milligramm pro Kilogramm Körpergewicht ... erste Symptome in der Regel erst nach acht bis zwölf Stunden ... dann Magen auspumpen zu spät ... Tod tritt meist etwa zehn Tage nach dem Verzehr ein ... auf Englisch heißt der Pilz Death Cap (wörtlich: Todeshaube)“.

Nur wenige Minuten nach dieser Information befanden sich alle Mütter mit dem kleinen Sven im Auto erst auf dem Weg zu einer staatlich geprüften Pilzexpertin und dann – nachdem diese Margaretes Bestimmung des Fundstückes als Knollenblätterpilz bestätigt hatte – auf dem Weg zur Medizinischen Klinik auf dem Bonner

Venusberg. Dort wurden alle fünf Betroffenen von den Ärzten mit sehr ernster Miene empfangen und umgehend in stationäre Behandlung aufgenommen. Dem kleinen Sven pumpte man sofort den Magen aus. Mit ihrer kleinen Versammlung um die Badewanne hatten die Mütter offenbar instinktiv genau das Richtige getan. Allen wurde eine erste Blutprobe entnommen. Dann begann für sie das Warten.

In der Wohnung unserer Freunde war inzwischen die große Kinderschar mit den Vätern zurückgeblieben. Diese warteten gespannt auf Nachricht. Die Kinder spielten ruhig. Offenbar war es uns Erwachsenen gelungen, die innere Unruhe vor den Kindern nicht allzu deutlich werden zu lassen. Ich weiß noch, dass ich lange am Klavier saß und wohl immer wieder über dieselbe erfundene Melodie improvisierte. Eine ruhige Melodie, wohl das Gegenstück zu meinen Gedanken darüber, was nun werden würde.

Als wir erfuhren, dass die Mütter und Sven in der Klinik in ärztlicher Obhut seien, löste sich die Runde allmählich auf. Ich fuhr mit unseren beiden damals vier und sieben Jahre alten Kindern Thomas und Cornelia nach Hause, brachte meiner Frau die für den Krankenhausaufenthalt nötigen Dinge und richtete mich darauf ein, für hoffentlich nur begrenzte Zeit die Kinderbetreuung und den Haushalt allein zu übernehmen. Würde es wohl möglich sein, spontan für einige Tage Urlaub zu bekommen? Die praktischen Probleme des Alltags halfen, die innere Anspannung in Grenzen zu halten.

Meine Frau erzählte mir bei meinen Besuchen im Krankenhaus, dass in regelmäßigen Abständen von allen Müttern und von Sven Blutproben entnommen würden, um mögliche Nebenwirkungen des Giftes frühzeitig erkennen zu können. In der ersten Nacht im Krankenhaus habe es große Aufregung gegeben, als plötzlich bei einer der Mütter ein ungewöhnlicher Befund bei der Blutuntersuchung festgestellt worden sei. Glücklicherweise habe ein wenig später eine erneute Untersuchung erbracht, dass es sich um einen Fehlalarm gehandelt hatte. Aber man wisse ja nicht, ab wann möglicherweise die Wirkungen des Giftes spürbar würden. Mit Galgenhumor gewürzte Gesellschaftsspiele verkürzten den Pilzpatientinnen und dem kleinen Sven die gemeinsame Wartezeit. Für die Themen sonstiger zwischenmütterlicher Gespräche fehlte die rechte Stimmung.

Als nach fünf Tagen der kleine Sven und die Mütter endlich die Medizinische Klinik wieder gesund verlassen konnten, sagte ihnen der behandelnde Arzt: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie erleichtert wir waren, bei Ihnen keine Vergiftung feststellen zu müssen. Ihre einzige Chance, bei einer solchen Vergiftung mit dem Leben davon zu kommen, wäre nämlich eine Blutwäsche gewesen. Dabei wird das Blut durch die Leber eines Pavians hindurch gefiltert, der dabei stirbt. Pro Person wäre dabei ein Pavian erforderlich gewesen. Wir hätten aber nur eine Person retten können, denn wir haben nur einen Pavian.“

Einige Tage nach der Heimkehr meiner Frau aus dem Krankenhaus lasen wir schuldbewusst im General-Anzeiger einen Bericht über verantwortungslose Pilzsammler, die bei einer gemeinsamen Geschmacksprobe Stücke eines Knollenblätterpilzes verschluckt und dabei ihr Leben riskiert hätten. Seither halte ich mich daran, beim Pilzsammeln nur noch nach Röhrenpilzen (Goldröhrling, Butterpilz, Maronenröhrling oder Steinpilz) Ausschau zu halten, bei denen keine Vergiftungsgefahr besteht. Lamellenpilze überlasse ich lieber den Pilzkennern.



Jürgen Fiedler und seine Frau Ursula Albrecht-Fiedler beim Offenen Bücherschrank in Duisdorf



Fluchtstube, Schatzkiste und Inspirationsort

Elke Volz

„Einerseits ist die Offene Bücherstube für mich eine Fluchtstube. Wie oft habe ich mich hierher schon vor Regen oder Hagel geflüchtet. Dann bin ich hier schnell untergeschlüpft, wir haben die Tür zugezogen, und ich habe den Anorak ausgezogen und im Trockenen gewartet. Wunderbar, hier geschützt zu sein. Andererseits ist diese Bücherstube für mich und hoffentlich viele andere auch eine Schatzkiste. Was habe ich hier nicht schon alles Tolles entdeckt. Regelrechte Diamanten der Literatur glitzern hier. Zum Beispiel einen Titel von Sophie von la Roche hier zu finden, den es sonst nirgendwo mehr gibt, das ist ein Erlebnis. Oder die Lebensgeschichte von Fanny Lewald, einer Frau, die Emanzipationsgeschichte geschrieben hat. Das ist hier in der Offenen Bücherstube so, wie wenn man auf dem Dachboden der Großmutter plötzlich Wunderbares aufspürt. [...]

Ich denke, der Mensch sollte viel mehr lesen und weniger fernsehen. Diese Neugier fürs Buch sollte man schon in Kindern wachrütteln. Wir müssen unsere Kinder zum Buch hinführen, damit sie sich auf die Welt der Phantasie einlassen. [...] Das Gehirn will arbeiten, von klein auf. [...] Schön ist auch, dass hier in der Bücherstube eine nette Atmosphäre herrscht. Wo Bücher sind, kann man seine Phantasie laufen lassen, bis ins Land, wo die Zitronen blühen (*streicht über den in der Bücherstube aufgebauten Zitronenbaum*). Da brauche ich keinen Kaffee zu trinken, um froh zu sein. Dazu kommt etwas für mich sehr Wichtiges: Diese Bücher hier sind für jeden frei zugänglich. So sollte es auch sein. Kunstwerke müssen für jeden da sein.“



Die Dependance im Altenheim

Melitta Sigmund

„Im Altenheim habe ich für die Idee des Offenen Bücherschranks geworben. Gesagt, getan. [...] Darin befinden sich [...] Bücher mit Glückwünschen und Sprichwörtern. [...] Die Senioren lesen sich jetzt gegenseitig vor.“

Kann ein Buch „peinlich“ sein?

Heidi Richard

„Ja, das ist mir jetzt aber fast peinlich. Ich stelle gerade das Buch ‚Die Bikini-Figur‘ ins Regal. Ich brauche das nicht. Ich schaffe die Bikini-Figur ja eh nicht. Vielleicht hilft das Buch ja einer anderen Frau.“



Heidi Richard in der Offenen Bücherstube in Bad Godesberg

Die Gemeinsamkeit zwischen Büchern und Regenschirmen

Dorothea Strauven-Klee

„Meine Mutter besaß sehr viele Bücher. Nach ihrem Tod brachte ich Kisten dieser Bücher zum Offenen Bücherschrank. [...] Alle Bücher waren sofort weg. [...] Und viele Knirpse, diese kleinen Regenschirme, [...] habe ich ebenfalls in den Offenen Bücherschrank gelegt, [...] sie waren sofort weg.“

Unterhaltung für den Ingenieur

Knut Weller

„Ich gucke immer alle Regale durch. Ich bin Ingenieur. Aber Technisches brauche ich jetzt nicht mehr zu lesen. Habe ich ein Leben lang gemacht. Das reicht.

Ich interessiere mich eher für Historisches. Da vorne, sehen Sie, da stehen etwa der Scholl-Latour und der Max von der Grün. Oder der Simmel und der Konsalik. Nein, die lese ich bestimmt nicht. Aber Sie werden lachen: Die nehme ich für meine Mutter mit. Sie gibt mir schon immer Aufträge. Sie liest mit ihren 90 Jahren unentwegt, inzwischen mit der Lupe. Meine Mutter braucht also dauernd Lesefutter. [...]

Auch meine Tochter schickt mich mit Aufträgen zum Offenen Bücherschrank. Sie studiert Soziologie. Und dafür habe ich ihr schon mal Erstaunliches in der Richtung aus Godesberg mitgebracht. Fachliteratur, neuwertig, die hatte noch nie jemand gelesen. Meine Tochter war begeistert. Sie sehen also, ich bin regelrecht in Mission hier am Offenen Bücherschrank.“

Bücher sollen weiterleben

Johann-Georg Krieg

„Bücher geben mir innere Haltung. Bücher sind Werte. Ich trage die Motivation also im Herzen, damit dieses lebendige Projekt, das so viele Menschen schätzen, weiter existieren kann. Bücher sollen weiterleben, auch wenn sie von ihren Besitzern nicht mehr verwertet werden. [...]

Ich habe hier schon Schätze gehoben, von denen ich nie geglaubt hätte, dass man sie noch finden könnte. [...] Jedes Buch hat also eine Geschichte.“

Bücher von Goethe, Balzac, Maupassant u.a. sind doch zu schade für den Müllcontainer!

August Obernbaak

„Die Atmosphäre hier drinnen gefällt mir gut. Da gibt es den Herrn, der sich für die Einrichtung engagiert, der auch die Lesewünsche von anderen schon kennt und sagt, wenn etwas Gutes für sie reingekommen ist. Ich kenne einen anderen Herrn, der stellt mir schon immer die Franzosen in eine bestimmte Ecke, damit ich sie gleich finde, wenn ich komme. Wir diskutieren hier in der Bücherstube auch die politische und wirtschaftliche Lage, das Tagesaktuelle. Und dann gibt es Leute, die sich hier festlesen, die lange bleiben. Ich weiß, dass einer morgens in der Stadtbibliothek und mittags dann immer in der Offenen Bücherstube in Bad Godesberg liest. Der sucht dann auch die Tageszeitung, die hier abgelegt ist.“

Ein Kaleidoskop der Begeisterung

Claudia Dickmann

„Jung und Alt deponieren dort ihre alten Bücher-Schätzchen und Liebhaberstücke. Dort treffen sich Menschen aller Nationalitäten und Schichten. Wer sich für Reisen interessiert, wird dort umfassendste Reiseführer finden. Auch ein Germanistenherz blüht beim Anblick des Inhaltes des Poppelsdorfer Bücherschranks auf: Goethe und Schiller in allen Variationen. Ein Bekannter von mir erstand 60 Kochbücher.

Diese wunderbare Einrichtung hat für jeden etwas zu bieten: für Gartenfreunde, Hundeliebhaber, Philateliebegeisterte, Kunstfanatiker. Auch für arme, einsame Herzen lohnt sich stets der Weg zum Poppelsdorfer Bücherschrank, man kann dort den Traummann fürs Leben kennenlernen.

Der Offene Bücherschrank in Bonn spendet auch Trost für traurige und einsame Menschen, sie finden dort immer ein nettes Pläuschchen. Wer die Nase vom Studium voll hat, spendet seine Fachliteratur dieser Bönnschen Institution. Es findet sich bestimmt wieder ein Student dafür. Mittwochs und sonntags pilgere ich zum Offenen Bücherschrank. So wird das die nächsten 50 Jahre bleiben.“

Wozu fernsehen, wenn es Bücher gibt?

Wilhelm Brüser

„Ich suche Schätzchen. Was das für mich ist? Alles von Klassik bis Krimi. Manchmal habe ich Glück und ziehe sofort einen interessanten Schmöcker aus dem Regal. Ich entscheide mich immer sofort und bringe das Buch dann auch bald wieder zurück. Sonst stürzen ja die anderen Bände in der Reihe ein.“

Ja, ich sehe hier viele gerade ältere Leute, die sehr belesen sind. Und es kommt immer Nachschub, von Wohnungsaufösungen etwa.

Nein, ich unterhalte mich hier eigentlich nicht mit anderen. Ich bin ein zurückhaltender Mensch. Und ich gucke kein Fernsehen. Da habe ich mich einmal vor zwölf Jahren eine Nacht lang kaputt gezappt. Das hat mir gereicht. Seitdem lese ich nur noch.“



Wilhelm Brüser in der Offenen Bücherstube in Bad Godesberg

Eine gelungene Verbindung zwischen der Offline- und der Onlinewelt

Kathrin Rosi Würtz

„Ich saß an jenem Sonntagmorgen dösend am Frühstückstisch, als plötzlich eine Idee durch meinen Kopf schoss: Warum gründe ich eigentlich nicht kurzerhand eine Facebook-Gruppe, in der sich Bonner Bürger über den Offenen Bücherschrank unterhalten können?! Gedacht, getan! Mit den heutigen technischen Mitteln ist eine solche Online-Gruppe schnell eingerichtet. So machte ich schnell noch ein paar Fotos von den Büchern und Heften, die heute ein neues Zuhause bekommen würden und stellte diese Fotos direkt online. Eine meiner früheren Lehrerinnen, die ich zuvor als Gruppenmitglied hinzugefügt hatte, meldete sich auch prompt und berichtete, dass sie auch demnächst ausmisten würde und bestimmt ein paar Bücher abzugeben hätte.“ [...]

„Nun, drei Stunden nach der Gründung der Gruppe ‚Offener Bücherschrank am Bonner Bogen‘ sitze ich mit meinem Nachmittagskaffee am PC und beobachte, wer sich so in der Gruppe einfindet und von seinen Bücherschätzen berichtet. Und es werden stündlich mehr. Eine gelungene Verbindung zwischen der Offline- und der Onlinewelt.“

Die Facebook-Gruppe über den Offenen Bücherschrank am Bonner Bogen finden Sie unter → <http://www.facebook.com/groups/425839660801265>





Bloß nicht alles selbst besitzen

Rosemarie Gnad

„Ich gehe an der Offenen Bücherstube in Bad Godesberg immer auf dem Weg zum Friedhof vorbei. Und dann schaue ich, ob nicht etwas neues Interessantes reingekommen ist. Das leihe ich mir dann. Man kann heutzutage ja nicht jedes Paperback-Buch kaufen und dann aufheben.“ [...]

„Die Offene Bücherstube gilt auch als Treffpunkt. Etwa für die Leute, die aus der Volkshochschule kommen und noch etwas Zeit haben. Der Standort ist also wunderbar. Zum Beispiel ein Herr, der mag 80 sein, bringt immer wieder historische Hefte vorbei. Dann unterhält man sich. Ein anderer netter Herr legt immer die Tageszeitung vom Vortag aus. Die lesen dann andere gerne und reden über die Themen. Es sind ja viele ältere Menschen alleinstehend. Ich genieße das hier in der Bücherstube, bevor ich zum Friedhof gehe.“

Man kann die Bücher auch mitbringen

Schwester Immerbereit

„Seit 20 Jahren bin ich Pflegerin. Ich habe schon öfter alten Leuten Freude gemacht mit Jugendbüchern aus dem Offenen Bücherschrank, z. B. dem ‚Nesthäkchen‘ von Enid Blyton. Ältere Leute lesen nicht mehr die normalen Romane, sondern einfache Literatur, wie zum Beispiel Jugendbücher oder die Heimatromane von Hans Ernst.“





Wohlmeinende Zensur gibt es auch

Jakob Winkler

„Gestern Abend [...] lag im obersten Fach eine Pornosammlung. [...] Ich habe sie mitgenommen und ins Altpapier geworfen. [...] Es kommt auch immer wieder zu interessanten Gesprächen. Und zu einer Jäger-Mentalität, dass der andere bloß nicht nimmt, was man selbst gerne hätte.“

Und schließlich der Export

[anonym]

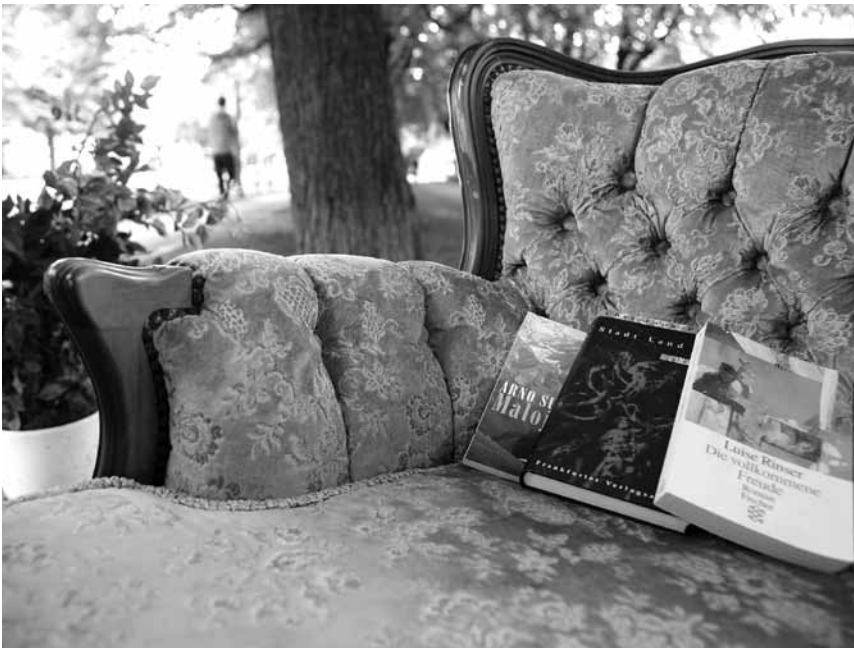
„Ich sammle am Offenen Bücherschrank [...] englische Bücher. Ich nehme sie mit nach Griechenland. [...] Die englischen Bücher sind für meine Nachbarn dort, ein älteres englisches Ehepaar. Wenn sie die Bücher gelesen haben, nehme ich sie tatsächlich zurück mit nach Deutschland und stelle sie in den Offenen Bücherschrank zurück.“

Wohin mit dem Nachlass?

Familie Richard

„Seit unsere geliebte ‚Opi‘ gestorben war, hatten wir fast alle Bücher von ihr [...] in unserem Keller. [...] Es fanden sich ca. fünf normale Umzugskartons voller unterschiedlichster Lektüre: Biografien, Romane, Novellen, Epen, Gedichte, Erzählungen, Ernährungsbücher etc. [...]

Besonders der Gedanke, dass die Bücher unserer ‚Opi‘ jetzt anderen Menschen zugänglich sind, die mit Interesse und Freude diese Bücher lesen wollen, macht eine schönes Gefühl. So haben ihre Bücher doch einen würdigen Platz gefunden.“







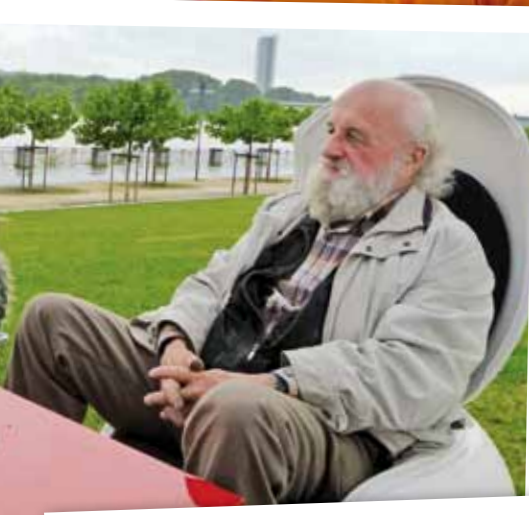




Bonner Bogen





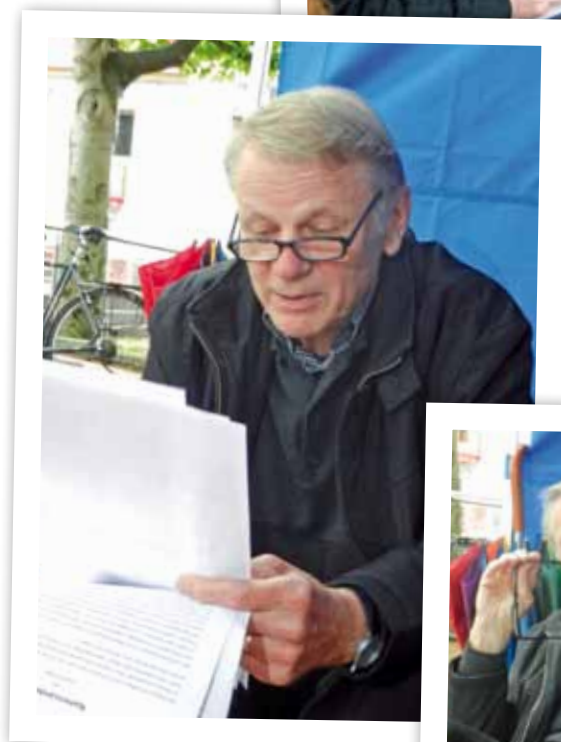




Duisdorf



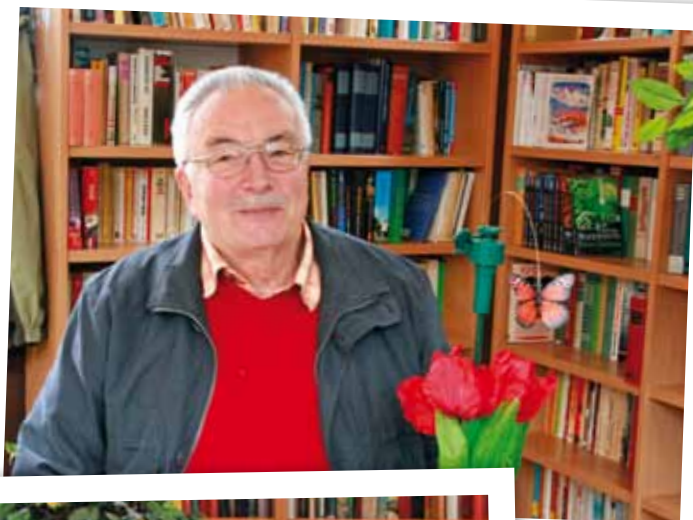






Bad Godesberg









Schrankenlos

Buch-Schranken
kann es nicht geben doch
manche wollten/wollen sie erschaffen
durch einschränkende Zensur
es lässt sich nicht in Schranken weisen
das gedruckte Wort
Wir holen es hervor
aus der Schrankwand aus dem Wandschrank
für den unbeschränkten Buchübergang von
einer Hand zur andern dem andern
zum Geschenk im und aus dem
Bücher-Schrank

*Dieses Gedicht von **Gabriele Frings** ist einer
der vielen Beiträge, die wir im Rahmen der
Kunstaktion „Erzählen Sie uns Ihre Geschichte
für den Bücherschrank“ erhalten haben.*

In Kooperation mit der



Mit freundlicher Unterstützung der

 **Sparkasse KölnBonn**
aus dem PS-Zweckertrag der Lotterie
des Rheinischen Sparkassen- und Giroverbandes
 **PS** Sparen und Gewinnen.

D&F 
Dahm & Freunde GmbH
Unternehmenskommunikation
www.dahmundfreunde.de

